No. 4. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 24. Januar 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Herausgeber: A. Levin.

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. * Ausland Mk. 2,50.

Redaktion u. Verlag: Gr. Hamburgerstraße 21.
Geöffnet werktäglich von 9—12.

Treu und frei!

Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**“ erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der „**Jeschurun**“ am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsre Expedition.

Inhalt:

Ehrfurcht vor dem König.

Religiöse Betrachtung zu Kaisers Geburtstag

Text: „Und der Ewige sprach zu Mose: Siehe, ich setze Dich zum Gott über Pharao.“ (2. B. M. 7,1.) So heißt es auch, bemerken unsere alten Lehrer: „מי הוא זה מלך הכבוד“. „Wer ist der König, der dem Menschen Ehre und Würde verleiht? Der Herr der Heerscharen — er ist der König der Ehre!“ (Psalm 24, 10.) Er läßt Salomo sitzen auf dem Throne des Ewigen (Chronik 1, 29, 23), Mose nimmt den Stab des Ewigen (2. B. M. 4, 20) und Israel trägt das Gewand des Ewigen. (Psalm 29, 11.)
(Jalkut. z. 2. B. M. 7, 1.)

In dem jüngst verlesenen Schriftabschnitte treten die zwei höchsten Würdenträger der Menschheit vor unser geistiges Auge — ein König und ein Lehrer — Mose und Pharao. Beiden sind wir die höchste Ehrfurcht und Ehrerbietung schuldig. Vom König sagt die Schrift: „Fürchte den Ewigen, mein Sohn, und den König!“ (Sprüche 24, 21.) Und vom Lehrer sagt die Mischna: „Die Ehrfurcht vor Deinem Lehrer sei wie die Ehrfurcht vor Deinem Gotte!“ Also beide, Mose wie Pharao, waren hervorragende Persönlichkeiten in der menschlichen Gesellschaft. Wie kommt es aber, daß der eine, Mose, in seiner Würde, in seinem Ansehen immer höher steigt, daß alle Welt noch nach Jahrtausenden mit Ehrfurcht und Bewunderung zur Größe und Hoheit dieses unsterblichen Mannes emporblickt, daß sein Andenken von Geschlecht zu Geschlecht gesegnet wird, während der andere, Pharao, bei Lebzeiten immer tiefer gesunken, alles Ansehen, alle Achtung eingebüßt hatte und nach seinem Tode der allgemeinen Verachtung anheimgefallen ist?

Diese Frage ist leicht beantwortet. Die Quelle aller Achtung, aller Ehrfurcht und Ehrerbietung, die wir einem Menschen erweisen, ist Gott, ist der Glaube an Gott. Wenn wir glauben, daß Gott den Menschen in seinem Ebenbilde geschaffen, daß im Menschen ein Funke Gottes lebt, daß ein Teil der Gottheit selber ihn beseelt, dann werden wir jeden Menschen achten, ihm mit Achtung begegnen, weil er im Ebenbilde Gottes geschaffen, dann werden wir keinen Menschen geringschätzen — des ihm innewohnenden göttlichen Teiles wegen. Wenn wir glauben, daß der Lehrer das Wort Gottes verkündet, daß er uns den Weg Gottes zeigt, dann müssen wir ihm das höchste Maß an Ehrfurcht und Ehrerbietung entgegenbringen! Wenn wir glauben, daß Gott den König mit Macht und Herrschaft ausgestattet, damit er Recht und Gerechtigkeit aufrechthalte und fördere und Gewalt und Verderben von der menschlichen Gesellschaft fernhalte, dann müssen wir uns beugen vor der Majestät, vor der Größe und Erhabenheit des Königs. Indem wir den Menschen ehren, ehren wir Gott im Menschen.

Wenn uns aber ein lebendiger Gottesglaube nicht beseelt und wir mit Pharao sprechen: „Wer ist der Ewige, auf dessen Stimme ich hören soll“, dann ist der Mensch nicht im Ebenbilde Gottes geschaffen, und wir brauchen ihm keine Achtung zu erweisen, dann verkündet der Lehrer nicht das Wort Gottes und wir sind ihm keine besondere Ehrfurcht schuldig, dann hat Gott den König nicht mit Macht und Würde bekleidet und wir sind nicht verpflichtet, ihm Ehrfurcht und Ergebenheit zu erweisen.

Das ist der Unterschied zwischen Mose und Pharao. Mose spricht: ה" שלחני „der Ewige hat mich gesandt,“ und dieses Wort verleiht ihm Ehre und Würde; Pharao aber sagt: „Wer ist der Ewige, daß ich auf seine Stimme hören soll“! Er glaubt nicht an Gott, kennt kein Menschentum — was Wunder, daß Geringschätzung im Leben und Verachtung seiner harrten — nach dem Tode!

Fürwahr, nur Gott und der Glaube an Gott verleiht dem Menschen Ehre und Würde! Er ist מלך הכבוד, der König, der dem Menschen Ehre und Würde verleiht. Wo der Glaube fehlt, wo Gott fehlt, da fehlt auch alle Achtung, alle Ehrfurcht und Ehrerbietung vor den Menschen. Schön und sinnig sagt daher der weise Hillel: „Meine Erniedrigung ist meine Erhebung und meine Erhebung ist meine Erniedrigung.“ Das heißt: Unsere Bescheidenheit, wenn wir mit Mose sprechen ה" שלחני der Ewige hat uns auf Erden gesandt, wir sind nur Boten,

Knechte Gottes, dessen Wort wir hören, dessen Gesetz wir beobachten und heilig halten müssen. Diese „Erniedrigung“ ist unsere Erhebung, denn der Glaube, daß wir Boten, Knechte Gottes, daß wir im Ebenbild Gottes geschaffen, verleiht uns Ehre und Würde. Unsere Erhebung, unsere Ueberhebung aber, wenn wir mit Pharao voll Stolz und Dünkel sprechen: „Wer ist der Ewige, daß wir auf seine Stimme hören sollen“, das ist unsere Erniedrigung, denn giebt es keinen Gott, dann gleichen wir dem Tiere, wir können Achtung und Ehrerbietung von niemand beanspruchen.

Das lehrt auch unser Text. „Siehe,“ spricht Gott zu Mose, „ich setze Dich zum Gotte über Pharao! Bedenke den großen Unterschied, die unendliche Kluft zwischen Dir und Pharao! Du auf der Höhe des Ansehens und er in der Tiefe der Geringschätzung! Und wer ist מלך הכבוד, wer ist's, der dem Menschen solche Ehre verleiht? Der Herr der Heerscharen!

Erwäge! Salomo sitzt auf dem Throne des Ewigen, — welch eine Majestät! Mose schwingt den Stab des Ewigen, — welch eine Würde! Israel trägt das Gewand des Ewigen, — welch eine Auszeichnung! Leugnet einmal Gott, verwerfet den Glauben an Gott, und Salomo sitzt nicht mehr auf dem Thron, und Mose schwingt nicht mehr den Stab, und Israel trägt nicht mehr das Gewand des *Ewigen*, und Ihr reißet Euch selber die Krone vom Haupte und begebet Euch jener Achtung, die dem Menschen gebührt!“

In unseren Tagen wundert man sich, woher es kommt, daß man heute keine Unterordnung kennt und keine Autorität anerkennt. Allein wer wird in unserer Zeit noch geachtet und geehrfürchtet, wer besitzt noch Ansehen und Würde, wessen Wort wird noch gehört, befolgt, beobachtet! Der Diener lehnt sich auf gegen seinen Herrn, der Lehrer wird verhöhnt von seinen Schülern, und selbst der König . . . die Unzahl von Majestätsbeleidigungen, die unsere Gerichtshöfe und die Oeffentlichkeit so oft beschäftigen, zeugen von der Entartung, die sich auch auf diesem Gebiete bemerkbar macht. Woher diese maßlose Unbescheidenheit? Die Menschen sprechen heute wieder mit Pharao: „Wer ist der Ewige, daß ich auf seine Stimme höre?“ Sie leugnen Gott, und mit Gott wird alle Würde, Autorität, alle Ehrfurcht auch vor der Majestät des Königs abgeleugnet. „Es giebt keinen Gott“, sagt heute auch der geringste des Volks, „und der Mensch ist ein Glied des großen Tiergeschlechts. Der Lehrer der Religion bethört das Volk, der König maßt sich Rechte an, die ihm nicht gebühren. Ich bin nicht weniger als der König, der König ist nicht mehr als ich.“ Daher die Anmaßung, die Auflehnung, die Empörung, die *Majestätsbeleidigung*! Hüten wir uns vor solcher Verwilderung! Unser Schriftabschnitt beginnt mit den Worten: „Und ich erschien Abraham, Isaak und Jakob als allmächtiger Gott.“ An diesen allmächtigen Gott laßt uns fest und unerschütterlich glauben, in dem Menschen das Ebenbild, in dem Lehrer den Boten, in dem Könige den Gesalbten Gottes erblicken, und vor dessen Majestät uns in Ehrfurcht beugen. Es sollen Ehrfurcht und Ehrerbietung nimmer schwinden aus unserer Mitte, daß sich das Schriftwort bewähre: „Du lässest ihn nur ein Geringes Gott nachstehen, und mit Ehre und Glanz krönst Du ihn.“ (Psalm 8, 6.)

Rabbiner Dr. *Kohn*, Inowrazlaw.

Zur Frage des obligatorischen Religionsunterrichts.

Von Marcus P. Fuchs.

In der Voraussetzung, daß die Allgemeine Israelitische Wocheuschrift wie pro so auch contra ihre Spalten für diese Frage zur Verfügung stellt, will ich im Nachstehenden versuchen, die Beweisführung des Herrn Oberlehrer Dr. Schneider für die Zweckmäßigkeit, Notwendigkeit und Unerläßlichkeit des obligatorischen jüdischen Religionsunterrichts als auf irrigen Voraussetzungen beruhend, zu entkräften.

Nicht nur eine „gewisse“ Berechtigung, wie der Herr Verfasser meint, hat die Behauptung, daß der konfessionelle Religionsunterricht nicht in die staatliche Schule gehöre, sondern sie ist *absolut* berechtigt. Das Staatskirchentum ist eine mittelalterliche Einrichtung — ich meine nicht mittelalterlich inbetreff des Zeitalters — und paßt in den Rahmen des modernen Staatswesens überhaupt nicht hinein. Wo es noch besteht, sind stete Konflikte vorhanden, und nur wenige werden behaupten, und es auch glauben, daß dem Staate in religiöser Beziehung hierdurch ein wesentlicher Vorteil erwächst. Welchen Sinn hat auch ein Staatskirchentum, wenn *allen* Kirchen gleiche Rechte zustehen — oder vielmehr zustehen sollen. Das eine schließt eben das andere aus. Fällt das Staatskirchentum — und es wird fallen über kurz oder lang — dann fällt auch der konfessionelle Religionsunterricht. Aber dieser wird schon früher fallen, denn er steht im Widerspruch mit der konfessionellen Schule. Wenn eine Religionsgemeinde nicht die Kraft hat, sich selbst zu erhalten, dann hört auch ihre Existenzberechtigung auf; dann ist keine Staatsgewalt kräftig genug, sie zu erhalten, ihr eine lange Lebensdauer zu verschaffen. Den Schutz des Staates kann und soll jede Religionsgemeinde verlangen, daß sie nicht in ihren Rechten verkürzt wird, daß es ihr ermöglicht wird, sich ihre Existenz zu verschaffen und zu erhalten, mehr aber nicht. Wenn der Staat diesen Schutz in vollem Maße ohne jegliche Einschränkung gewährt oder die Religionsgemeinde es versteht und den ehrlichen Willen hat, die nötigen Einrichtungen zu schaffen, dann braucht ihr auch nicht bange zu sein um ihre Existenz. Nur wenig Widerspruch würde es begegnen, und er wäre auch bedeutungslos, wenn in der Schule die *Gottesfurcht* gelehrt — ohne jedoch hierbei die konfessionellen Gegensätze zu berühren.

Im Zusammenhang hiermit möchte ich mir gestatten, eine Stelle in einer vor einigen Jahren von mir veröffentlichten Abhandlung über das Schulwesen der Stadt Boston*) in den Vereinigten Staaten, anzuführen: „In den Lehrplänen sämtlicher Schulen befindet sich die Anordnung für die Lehrer jeden Morgen einige Minuten der Besprechung der „Moral“ und „guten Sitten“ zu widmen, jedoch sich streng innerhalb dieser Grenze zu halten, ohne das religiöse Gebiet zu streifen. In einem seiner letzten Jahresberichte schreibt der Superintendent: Ich bitte zu beachten, daß die sittliche Erziehung keineswegs auf die im Lehrplan festgesetzte halbe Stunde in der Woche beschränkt sei. Im Gegenteil, thatsächlich ist in hervorragender Weise die *ganze* Arbeit der Schule eine sittliche Erziehung, welche keinesfalls als getrennt von irgend einem Unterrichtsgegenstande — Rechnen, Geographie, Geschichte — erachtet werden darf. Nein, diese sittliche Erziehung soll die *ganze* Arbeit der Schule, den

*) Die Schulen dieser Stadt — auch die in New-York — sind in Rücksicht auf die jüdischen Kinder am Sonnabend geschlossen!

gesamten Unterricht durchwehen, bestimmend auf die Art und den Zweck derselben einwirken."

Wenn die Schule diesem Ideale entspricht, dann hat sie ihre Aufgabe vollständig erfüllt.

Ich habe in Vorstehendem und werde auch in Nachfolgendem die Frage im allgemeinen behandeln, werde doch nicht umhin können, hier und da nur die örtlichen Verhältnisse in Berlin in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen.

Auch hier soll der „Staat" helfen, der allgewaltige, der allein selig machende Staat; und man vergißt, daß der Staat nur mit „staatlichen" Mitteln helfen kann, welche Mittel der Religion und besonders der jüdischen Religion fern und fremd sein sollten. Das Judentum hat sich fast zwei Jahrtausende trotz der Feindseligkeit des politischen Staates gehalten und jetzt soll es sich nur mit Hilfe des Staates halten können? Ein beschämenderes Zeugnis können wir uns wahrlich nicht ausstellen.

Für die Logik, „so lange der Staat die Dissidenten zwingt, ihren Kindern obrigkeitlich anerkannten Religionsunterricht erteilen zu lassen, müssen wir vom Standpunkt der Gleichberechtigung dasselbe für uns verlangen", — hierfür, muß ich bekennen, fehlt mir jedes Verständnis. Ich danke für diesen Zwang und verzichte auf diese Gleichberechtigung.

Auf die Frage des eventuellen orthodoxen oder liberalen Religionsunterrichts will ich hier nicht näher eingehen, denn sie würde auch auftauchen, wenn die Berliner jüdische Gemeindeverwaltung als solche Relegionsschulen ins Leben rufen sollte. Für eine Stadt wie Berlin mit, ich glaube ca 90 000 jüdischen Seelen und beinahe ebenso vielen verschiedenen Ansichten, dürfte dieser Religionsunterricht überhaupt keine so leichte Aufgabe sein. Daß der christliche Lehrer den Kindern von Eltern verschiedenster Richtungen den Religionsunterricht erteilt und niemand das Recht für sich herleiten darf, seine Kinder von diesem Unterrichte fern zu halten, kann als vorzügliches Argument *gegen* den obligatorischen Unterricht gelten.

In erster Reihe kann es in Preußen überhaupt nur einen einheitlichen evangelischen Religionsunterricht geben; ein Widerspruch ist an und für sich ausgeschlossen. Die Oberste Kirchenbehörde bestimmt diesen Unterricht und bei den Tausenden von Lehrern dürfte auch nicht die geringste Abweichung zur Erscheinung gelangen.

Die Juden haben Gott sei Dank keine Oberste Kirchenbehörde und wollen auch keine haben, somit ist auch ein einheitlicher unveränderlicher Religionsunterricht ausgeschlossen.

Und glaubt nun wirklich jemand, daß eben dieser obligatorische christliche Religionsunterricht einen wesentlichen Einfluß auf die religiöse Gesinnung der Berliner Bevölkerung ausübt, daß nur diese die religiöse Gesinnung erzeugt. Herr Dr. Schneider hat recht: der stetige Einfluß des Elternhauses wird immer nachhaltiger wirken als die wenigen Stunden des Unterrichts in der Schule. Diesem schließe ich mich vollständig an; möchte aber noch ergänzend hinzufügen: der Einfluß des Elternhauses macht in religiöser Beziehung die wenigen Stunden des Unterrichts illusorisch, sind nämlich die Eltern irreligiös, dann werden diese wenigen Stunden des Religionsunterrichts keine Religion in die Herzen der Kinder pflanzen.

Wenn nun ferner der jüdische Religionsunterricht zum größten Teil geschichtlicher Natur sein soll — und anders wird er auch in einer staatlichen Schule nicht sein können, — wird hierdurch der Eifer für das Judentum, die Liebe zum Judentum gefördert werden? — Ebensowenig wie die Liebe zum Vaterlande, die nationale Begeisterung durch einen akademischen Vortrag über preußisch-deutsche Geschichte hervorgerufen wird.

Und am allerwenigsten ist — leider — der jüdische akademisch gebildete Lehrer hierzu geeignet. Der christliche Lehrer, sei er noch so freidenkend, so lange er noch in, wenn auch losem Zusammenhang, mit dem Christentum sich befindet, ist befähigt Religionsunterricht zu erteilen: er ist Christ vom Scheitel bis zur Zeh, er wird getragen, er ist durchdrungen von dem Bewußtsein der Macht des Christentums, und ist somit befähigt, seinen Eifer, seine Begeisterung auf die Schüler zu übertragen. Nicht so der jüdische Lehrer: er sucht sich vom Banne des Judentums zu befreien; und wenn er auch „der Not gehorchend nicht dem eigenen Triebe" die jüdische Religion mit als Lehrfach gewählt, dann wird dieser Baum wohl kaum — allenfalls saure — Früchte tragen. Vielleicht wird es einst anders sein, wir wollen es hoffen.

Auf einen ferneren Irrtum des Verfassers des erwähnten Artikels möchte ich hinweisen. Er meint, wir würden die Gegner entwaffnen, welche die Juden von öffentlichen Aemtern ausschließen wollen, weil diese nicht den Nachweis der sittlichen Reife durch eine Prüfung in der Religion erbringen können. Diese Gegner, solche Gegner erachten die Prüfung in der jüdischen Religion überhaupt nicht als Nachweis der sittlichen Reife. Oder zweifelt noch jemand daran? Ein besseres und mehr sicheres Mittel, unsere Gegner zu entwaffnen, würde ich empfehlen und möchte meine Glaubensgenossen bitten, diese Mahnung zu beherzigen, denn alles andere ist nur Quacksalberei: *Seien wir mehr jüdisch nach innen, weniger jüdisch nach außen!*

Für die jüdische Gemeindeverwaltung Berlins kann es ja nichts Bequemeres geben als daß der obligatorische Religionsunterricht in alle Schulen eingeführt; und ich kann es nicht begreifen, daß die Verwaltung bis jetzt nichts nach dieser Richtung gethan, sich beinahe dagegen gesträubt. Die Regierung sorgt für geeignete Lehrkräfte, sie errichtet sogar jüdische Lehrerbildungsanstalten und führt schließlich auch „staatlich gebilligte" Lehrbücher ein; allenfalls wird gelegentlich die jüdische Gemeindeverwaltung über diesen Punkt um Auskunft angegangen — denn Rat wird man es kaum nennen können. Und auch die Unkosten trägt vielleicht der Staat. Welche Liebe zum Judentum man doch dem Staate zutraut!

Die Frage ist eigentlich wirklich zu ernst, um sie ironisch zu behandeln. Ich würdige die gute Absicht derer, welche für den obligatorischen Religionsunterricht schwärmen und verkenne keineswegs die Schwierigkeiten, welche sich der Errichtung von geeigneten Religionsschulen in allen Teilen der Stadt Berlins entgegenstellen. Der obligatorische Religionsunterricht in der staatlichen Schule erscheint zu verlockend. Daß sich auch hier Schwierigkeiten darbieten würden, wird noch gar nicht berücksichtigt; namentlich in den vielen Schulen, wo sich nur wenige jüdische Kinder, in den verschiedensten Klassen von der ersten bis zur letzten verteilt, befinden. Man dünkt sich so nahe dem Ziele, aber es ist dies ein gefährliches Irrlicht; hat man es erreicht, dann ist man aber auch im grundlosen Morast verloren. Das Judentum würde versumpfen. Wehe dem Staate, wehe der Religionsgenossenschaft, welche nur für die Gegenwart sorgt; wenn das Nächstliegende ergriffen wird, nicht etwa, weil es sicher zu ergreifen, sondern weil es ohne eigene Mühe und Arbeit in den Schoß fällt. Damit sorgt

man aber nicht für die Zukunft. Verstehen wir nicht eigene Religionsschulen zu schaffen, mit eigenen Mitteln, durch eigene Mühe, kraft eigener Arbeit unser Ziel zu erreichen, dann gehen wir der Auflösung unabwendbar entgegen. Ich habe jedoch das Vertrauen zu unserm guten Genius, daß sich noch zur rechten Zeit die Männer und die Mittel finden werden zur Rettung, zur Erhaltung des Judentums!

Die Rabbinerwahl in Berlin.

Von Dr. S. Bernfeld.

I.

Leute, die gern viel schlafen, sind ärgerlich, wenn man sie in ihrem Schlafe stört; deshalb ist das Amt eines Kritikers, zumal wenn er sich nicht nur an Bücher, Dramen und Schauspiele hält, sondern auch alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens einer gewissenhaften Prüfung unterzieht und den Mut hat, seine Meinung ehrlich und offen zum Ausdruck zu geben, kein angenehmes, jedenfalls kein gewinnbringendes. Nichtsdestoweniger wird es, Gott sei Dank, nicht an Männern fehlen, die gerade darin ihren innern Beruf fühlen, solches, was niemand gern hört und liest, öffentlich auszusprechen und drucken zu lassen. Reden ist Silber und Schweigen ist Gold, lehrt eine banale Allerweltsmoral; aber es giebt Zeiten, in denen Reden das Leben und Schweigen der Tod bedeutet!

In der Berliner jüdischen Gemeinde hat sich in der letzten Zeit eine gesunde, vielversprechende Bewegung bemerkbar gemacht. Es ist durchaus erfreulich, daß sich diese Bewegung, welche auf eine Wiederbelebung des totgeglaubten Judentums ausgeht, gerade in Berlin entstanden ist. Wollen wir doch einmal ehrlich das Wort aussprechen, das wir schon seit Jahren auf dem Herzen haben: die jüdische Gemeinde in Berlin hat ein großes Unrecht, ja eine Sünde an der ganzen Judenheit zu sühnen; von Berlin hat jene Richtung den Anfang genommen, welche das Judentum innerlich degeneriert, das jüdische Geistesleben völlig ertötet und diesen herrlichen Bau, der den Stürmen von Jahrtausenden getrotzt, zu einer Ruine gemacht hat. Daß nun in Berlin eine gesunde Reaktion — ich habe den Mut, diesen Ausdruck zu gebrauchen — entstanden ist, dies erfüllt mich mit Ehrfurcht und Bewunderung für die göttliche Gerechtigkeit, die sich in der Entwickelung der Geschichte offenbart!

Nur eine Gefahr droht uns, wenn nämlich kleinherzige und kleinlich denkende Menschen den Gang der Geschichte verkennen würden und statt die Wege der göttlichen Vorsehung zu wandeln sich vermessen wollten, dieser die Wege vorschreiben zu wollen. Nichts wäre gefährlicher, nichts ist aber auch lächerlicher als ein solches Unternehmen. Wir, die wir in der Geschichte und selbst in den religiösen Ideen das Prinzip des Fortschritts anerkennen; wir, die wir nicht bei den erprobtesten Ueberlieferungen und der tausendjährigen Tradition unseres Stammes stehen bleiben wollten — wir sollen uns nun darauf versteifen, dort stehen zu bleiben, wo einige kleinliche Reformhelden, deren Irrtümer durch die mangelnde Erkenntnis zu entschuldigen wären, stehen geblieben sind!

An der Spitze einer solchen gesunden Bewegung müssen Männer stehen, welche hoch hinausragen, welche einen freien Ausblick haben für das Judentum und seine geschichtliche Bedeutung. Wenn das Volk solche Führer verlangt und nicht erhält, erst dann entsteht eine wirkliche Gefahr. Wir befinden uns gleich unseren Vorfahren in der Wüste, als sie fürchteten, ihren bewährten großen Führer Mose verloren zu haben. Und da sie keinen andern fanden, so erkoren sie sich — das goldene Kalb!

Die jüdische Gemeinde in Berlin ist die größte in Deutschland und eine der wichtigsten und bedeutendsten in der ganzen Judenheit. Sie muß den Ehrgeiz haben, an der Spitze der Judenheit zu stehen, durch Wissenschaft, Gelehrsamkeit, befruchtende Ideen und geistige Thätigkeit beispielgebend für den ganzen jüdischen Stamm zu sein. Statt dessen wird bei uns eine geradezu verderbliche Kirchturmpolitik getrieben. Wenn wir einen Rabbiner zu wählen haben, bewähren wir uns als tüchtige Astronomen, indem wir irgend einen Stern kleinster Größen entdecken. Freilich haben wir es glücklich so weit gebracht, daß unsere Rabbiner wohl sehr gut in Weißensee bekannt sind, nicht aber so sehr in den anderen Vororten von Berlin, am allerwenigsten dort, wo man Leben und nicht Totenklagen verlangt. Wenn wir in der Wahl eines Rabbiners sehr glücklich sind, können wir von dem von Vorstands- und Repräsentanten-Gnaden Erwählten sagen, wie Talleyrand einst über Lally-Tollendal geurteilt hat: „Ein guter Junge, ein sehr guter Junge, sonst aber nichts."

Diesem Gedanken gab eine kleine Anzahl von Männern vor einigen Tagen Ausdruck in einer Wählerversammlung für die jüdische Gemeinde. Zu unserer freudigen Ueberraschung hat dieser Gedanken rasch Anklang gefunden. Man hat vor allem den Standpunkt acceptiert, daß wir uns wohl die Gastrollen fremder Rabbiner in unserer Synagoge gefallen lassen dürfen, insofern wir uns über die unwürdige Art einer Rabbinerberufung ärgern wollen, was sehr gesundheitsförderlich sein soll; daß wir aber mit aller Entschiedenheit gegen die Wahl solcher Rabbiner auftreten müssen. Man glaubt uns zwar von der einen Seite mit dem Einwand widerlegen zu können: es gäbe ja keine anderen Kräfte als die, die wir Euch in den Gastspielen anbieten. Zugegeben. Nun, was beweist dies? Es muß ja nicht sein. Wenn man uns nur wurmstichiges Obst vorsetzen kann, so danken wir bestens für den guten Willen, verzichten aber allen Ernstes auf das Dessert. Jedenfalls wäre schon damit viel gewonnen. Wenn man ehrlich und offen zugeben wollte, in Berlin kann der erledigte Rabbinersitz nicht besetzt werden, weil kein würdiger, ich meine für **Berlin** würdiger, Kandidat vorhanden ist. Ich bin überzeugt, daß, wenn einmal das System des „Fortwurstelns" aufgegeben wird, wenn man endlich den traurigen Zustand unseres Geistesleben sich selbst offen eingestehen wollte, auch bald eine Besserung eintreten würde.

Es ist deshalb ein guter, von den maßgebenden Kreisen zu erwägender Vorschlag, vorläufig für den vakant gewordenen Sitz im Rabbinat, der eine Besitzesverschiebung zu Ungunsten der konservativen Elemente in unserer Gemeinde bedeutet, einen Kandidaten aufzustellen, der im Besitz von talmudischer und profaner Gelehrsamkeit, als fester und unbeugsamer Charakter, als Mann von Ueberzeugungstreue und Willenskraft den konservativen Elementen in unserer Gemeinde eine Garantie für die gewissenhafte Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse bieten könnte. Es darf dies aber kein Mann sein, der heute ein mischnaitisches Verbot übertritt, eine altehrwürdige Einrichtung im Judentum öffentlich verletzt, „die Feiertage mißachtet", wie es in der Mischnah lautet, wo solche Männer als außerhalb des Judentums stehend bezeichnet werden, morgen hingegen sich mit kleinlichen Alfanzereien abgiebt und den orthodoxen Rabbiner herauskehrt, wo es einträglich ist.

Es darf dies ferner kein Mann sein, der sich heute in irgend einem Nest als orthodoxer Märtyrer giebt, morgen aber in Berlin ein Parteigänger der radikalen, auf Unwissenheit beruhenden Reformfexerei wird. Die konservativen Elemente unserer Gemeinde können vom Standpunkt der Billigkeit und der Gerechtigkeit einen Vertreter im Rabbinat verlangen, der sowohl als Gelehrter, wie als Charakter ihr Vertrauen genießt.

Ich spreche es hier offen aus, daß ich für meine Person nicht auf diesem Standpunkte stehe; ich fühle mich in meinem religiösen Gewissen auch bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Rabbinats nicht beunruhigt; ich kann noch hinzufügen, daß ich das ganze Rabbinat für einen überflüssigen Luxus halte. Ich bin eben in der Zeit zurückgeblieben und hänge den veralteten Anschauungen nach, daß der Rabbiner nur zum Belehren, zur Verbreitung der Lehre und der Wissenschaft berufen ist, und da ich von den Berliner Rabbinern nichts zu lernen habe, so sind sie für meine Person ganz gleichgiltig. Hingegen ist es einem großen Teil unserer jüdischen Mitbürger ein Bedürfuis, die religiösen Institutionen der Gemeinde von einem gelehrten, frommen und charakterfesten Rabbiner überwacht zu wissen.

Freilich auch für mich und meine Gesinnungsgenossen, die wir uns in der Minderheit befinden, könnte ein Rabbiner eine Oase in der Wüste werden. Käme ein solcher, wahrlich, ich würde mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm hinaufschauen. Er wird wohl jetzt nicht kommen — aber ich will sagen, wie ich ihn mir denke.

Ein Kompetenzstreit.

Unser geschätzter Mitarbeiter, Rabb. Dr. Singer in Koblenz hat am 6. September an den Kultusminister Herrn Dr. Bosse folgendes Schreiben gerichtet:

„Ew. Excellenz!

Ew. Excellenz wollen gnädigst verzeihen, daß ich mir erlaube, auf einen Uebelstand hinzuweisen, den ich schmerzlich empfinde, dessen Vorhandensein Ew. Excellenz vielleicht fremd sein dürfte und dessen hochgeneigte Abstellung ausschließlich in Händen Ew. Excellenz liegt

In der ganzen Rheinprovinz giebt es nur elf Gemeinden — bis vor zwei Jahren gab es ihrer nur neun — welche einen akademisch und theologisch gebildeten Rabbiner haben, während die übrigen zahlreichen Gemeinden sich mit einem Lehrer, der nicht einmal in allen Fällen die Qualifikation als Elementarlehrer hat, behelfen, durch den sie häufig auch gegen die religionsgesetzliche Vorschrift geistliche Amtshandlungen verrichten lassen. Zum Teil geschieht es ja aus Mangel an Mitteln, zum Teil ist dieser Zustand aber auch aus dem Machtgelüste der Vorstände hervorgegangen, keinen Beamten zu haben, der ihnen geistig allzusehr überlegen ist. Aus letzterem Grunde hauptsächlich und auch mit dem schönen Schlagworte „Kampf gegen hierarchisches Gelüste“ schließen sie sich auch keinem Rabbinate an, was um so leichter durchführbar ist, als wir in Preußen keine israelitische geistliche Behörde haben, welche über die religiöse Ordnung innerhalb der Gemeinden wacht. Mit berechtigtem und wohl nicht unedlem Neide blicken die Einsichtsvollen deshalb auf die anderen deutschen Bundesstaaten — ja selbst auf die seit 1866 annektierten Provinzen, die ihre alte Verfassung mit Landes- bezw. Bezirksrabbinern behalten haben — hin, wo die Willkürherrschaft der größtenteils durchaus nicht sachverständigen Synagogen-Vorstände undenkbar ist.

Ich weiß es, daß lediglich auf gesetzgeberischem Wege eine radikale Aenderung hierin zu erzielen ist, sonst würden wir sicherlich in dem humanen Sinn Ew. Excellenz einen mächtigen Bundesgenossen und Fürsprecher für unser Streben nach Umwandlung der trostlosen Zustände haben. Aber es darf doch nicht versäumt werden, Ew. Excellenz um das Erreichbare ganz gehorsamst zu bitten, und der Erlangung desselben ist dieser mein gehorsamster Versuch gewidmet.

Es betrifft den Religionsunterricht, der im ganzen Regierungsbezirke Koblenz in besonderen „Religionsschulen“ erteilt wird, bis in vier Gemeinden, welche ihre eigenen Volksschulen haben, in denen auch der Religionsunterricht seinen Platz hat. Im Bezirke giebt es nur zwei Rabbiner — in Kreuznach und hier — und uns blutet das Herz, wenn wir zusehen müssen, wie in vielen — keine Korporationsrechte wünschenden und genießenden — Gemeinden überhaupt kein Religionslehrer vorhanden ist, die Jugend also gänzlich unwissend in Religions-Angelegenheiten heranwächst, in anderen wiederum solche, die mehrere Aemter, Kantoren-, Schächter-, Beschneider- nnd noch andere, wie bemerkt, unberechtigter Weise auch geistliche Aemter — in ihren Händen vereinen, welche nicht selten mit einander kollidieren.

So z. B. wenn der Lehrer gleichzeitig Schächter ist, muß er, wenn er gerufen wird, häufig den Unterricht aussetzen, um die gewünschte Verrichtung zu erfüllen. Selbst wenn es ihm unangenehm ist, muß er gehorchen, nicht allein, weil der Vorstand zu seinen Gemeindemitgliedern und Wählern mehr hält, als zu dem leichtersetzlichen Beamten, sondern auch weil, namentlich in kleinen Gemeinden, der Vorstand aus Metzgern zusammengesetzt ist, welche die fraglichen Dienste in Anspruch nehmen.

Dieses Beispiel für viele, wobei die häufig vorkommende ohne Kontrolle und ohne Belehrung eines Fachmannes dastehende Unfähigkeit des Lehrers bei Aufstellung des Lehrplanes und seine mangelhafte pädagogische Begabung noch in Betracht zu ziehen sind.

Wenn hernach die Kinder zu Männern werden und durch solch einen lückenhaften „Unterricht“ mehr als ungenügend fürs Leben vorbereitet, ohne Ahnung von den Vorschriften der Religion in Beziehung zu Gott und den Nebenmenschen dem verallgemeinernden Antisemitismus Nahrung geben, wird dem dafür unschuldigen Judentum die Schuld beigemessen und den einflußlosen Rabbinern die Verantwortung aufgebürdet.

Ew. Excellenz werden hochgeneigtest einsehen, daß dieser Zustand im staatsbürgerlichen und religiösen Interesse einer Besserung zudrängt, und eine solche wäre nur zu erzielen, wenn Ew. Excellenz die Gnade haben wollten, kraft des dem Staate zustehenden Aufsichtsrechtes, die Inspektion des Religionsunterrichtes durch den Rabbiner anzuordnen. Dadurch würde nicht allein in den Gemeinden, wo Lehrer angestellt sind, ein geordneter Religionsunterricht Platz greifen, weil Lehrer und Vorstände die vom aufsichtsführenden Rabbiner der Königlichen Regierung einzureichenden Berichte befürchten würden, sondern dem Einflusse des anwesenden Rabbiners würde es vielfach auch gelingen, durch die Autorität des Staates gedeckt, auf die des Lehrers ermangelnden Ortschaften einzuwirken, daß sie ihre Kinder in den naheliegenden Religionsschulen dem Religionsunterrichte zuführen.

Der Rabbiner in Kreuznach und ich wären gern bereit, die Inspektion des Religionsunterrichtes im Regierungsbezirke Koblenz zu übernehmen, wenn uns auch nur für die Reisen die Baranslagen vergütet würden, da es uns nicht um Gelderdienst, sondern um die Heiligkeit der Sache zu thun ist, und wir kein Vermögen besitzen, um diese Kosten aus unserer Tasche zu decken.

Da die hiesige Königliche Regierung meine Angaben aus Erfahrung gewiß bestätigen wird, so gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, daß Ew. Excellenz die Angelegenheit hochgeneigtest in Erwägung ziehen und sie möglichst im Sinne dieser meiner gehorsamen Vorstellung erledigen werden."

Daraufhin hat der Herr Oberpräsident der Rheinprovinz unterm 25. Nov. 1895 den Königl. Regierungen eine Abschrift der Eingabe mit dem Ersuchen zugehen lassen, sich darüber zu äußern

„— ob in dem dortigen Bezirk ähnliche Mißstände wie solche in der Eingabe des Dr. Singer behauptet werden, zu Tage getreten sind, und in welcher Weise etwa dortseits auf eine sachgemäße Aufsicht und Leitung des jüdischen Religionsunerrichts hingewirkt worden ist bezw. nach Ihrer Ansicht hingewirkt werden könnte. Es wird zu erwägen sein, ob nicht nach § 49[1] des Gesetzes über die Verhältnisse der Juden vom 23. Juli 1847 (Ges. S, S. 263) die Aufsichtsbehörde befugt wäre, zwecks Feststellung in welcher Weise die Synagogen-Gemeinden der ihnen nach § 62 1. c. obliegenden Pflicht zur Einrichtung des erforderlichen Religionsunterrichts nachkommen, Revisionen des jüdischen Religionsunterrichts vornehmen zu lassen, und ob es zulässig erscheint, einen Rabbiner mit Vornahme dieser Revision zu beauftragen. Demnächst würde zu erörtern sein, ob die Kosten der Revisionen nach § 58 1. c. als Kosten des Kultus den Synagogen-Gemeinden auferlegt werden könnten."

* * *

Das Vorgehen des Herrn Dr. Singer hat, wir dürfen es nicht verschweigen, einen schlechten Eindruck gemacht und vollends in Lehrerkreisen große Verbitterung hervorgerufen. Wir lassen zunächst einen aus der Rheinprovinz uns zugegangenen Protest folgen, um die ganze Angelegenheit in der nächsten Nr. objektiv aber unbeschönigt zu beleuchten. Hier das Schreiben mit nicht unwesentlichen Kürzungen und Abschwächungen:

„Betrachten wir diese Eingabe in ihren einzelnen Teilen. Im ganzen Reg. Bez. Coblenz ist nur *ein* jüdischer Religionslehrer ohne *seminarische*, statt deren aber mit *talmudischer* Bildung, mit welcher er mehr als einmal manchem Rabbiner zur Verfügung gestanden hat. Von den 153 jüdischen Lehrern der Rheinprovinz sind 121 in preußischen, der weitaus größte Teil der übrigen in außerpreußischen Seminarien vorgebildet. Es ist also den jüdischen Lehrern der Rheinlande sehr wohl möglich, den Qualifikationsnachweis zu liefern

Herr Dr. Singer irrt sich betreffs der Beurteilung der jüdischen Gemeinden unserer Gegend gewaltig, und stellt sie dem Minister gegenüber in ganz falschem Lichte dar, wenn er so schön sagt: *„— auch mit dem schönen Schlagworte „Kampf gegen hierarchisches Gelüste" schließen sie sich auch keinem Rabbinate an."* — Nein, nicht deshalb nur, sondern weil sie glauben, daß es manchen Rabbinern nur um die Sporteln zu thun ist, wollen viele Gemeinden von Bezirksrabbinaten nichts wissen.

Es giebt zwar Gemeindepaschas, die als hochmütige Ignoranten Synagoge, Schule und Lehrer schädigen. Aber der größte Teil jüdischer Gemeindevertreter, namentlich in kleineren Gemeinden, opfern Zeit und Mühe für das Wohl der Gemeinden mit Verständnis und Bescheidenheit. Wie kann sich mit Rücksicht darauf ein Rabbiner derart vergessen, diese Männer ins Angesicht zu schlagen?

Den beiden Rabbinern in Kreuznach und Coblenz „blutet das Herz", wenn sie sehen!, daß in vielen Gemeinden des dortigen Bezirkes keine Religionsschule vorhanden ist. Hat aber Herr Dr. Singer auch nur einen Finger darum gerührt, um diesem Uebelstande abzuhelfen? Ja, er hat es geschehen lassen, daß Rabbiner Dr. Cohn in Bonn für die Errichtung von Religionsschulen gewirkt hat bis vor die Thore von Coblenz. Oder glaubt er als *„Inspektor"* der „Schulgemeinden" so schöpferisch wirken zu können, daß auch die „schullosen" Gemeinden Rel.-Schulen einrichten werden? Will er ihnen das einzige schaffen, was ihnen fehlt: das Geld? Oder will er zur Beruhigung seines blutenden Herzens den Religionsunterricht unentgeltlich übernehmen?

Sein Herzbluten hat aber noch einen andern Grund. In vielen Gemeinden unterrichten Lehrer, die „mehrere Aemter in ihren Händen vereinen: Kantoren-, Schächter-, Beschneider- und andere Aemter und unberechtigter Weise auch geistliche Aemter."

Ein Lehrer übt das „Beschneider-Amt". Ist das entehrend? Viele Rabbiner haben dasselbe aus Frömmigkeit ausgeübt und manche üben es vielleicht noch heute. Ist es nicht besser, diese Funktion wird von einem talmudisch gebildeten Lehrer, als von einem ungebildeten Laien vollzogen? Die etwaige Störung des Unterrichts aber, die aus diesem Amte entstehen kann, ist doch gar nicht zu nennen im Vergleich mit der Ehrwürdigkeit des Amtes.

Etliche Lehrer des Bezirkes sind zugleich Schächter. Ich halte dieses Amt für ein solches, das dem Ansehen des Lehrerstandes schadet. Aber vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, ist es doch besser, ein Lehrer übt diese Thätigkeit, als daß in kleinen Gemeinden, die keinen Schächter halten können, jeder Schlächter auch zugleich Schächter ist. Und nur aus seiner Unkenntnis des Amtslebens jüdischer Lehrer ist es Herrn Dr. Singer zu verzeihen, daß er den Kultusminister falsch unterrichten konnte. Denn der jüdische Religionslehrer braucht den Unterricht nicht auszusetzen, um seines Schächteramtes zu warten.

Alle Lehrer des Bezirkes sind Kantoren ihrer Gemeinde, und wir überlassen Herrn Dr. Singer den Beweis, wie dieses Amt der religiösen Erziehung der Jugend schaden kann. Aber er wird als Inspektor in spe dafür sorgen, daß selbst die kleinsten Gemeinden einen besonderen Kantor neben dem Religionslehrer anstellen, damit letzterer nicht mehr zu singen braucht und diese Aemter „nicht miteinander kollidieren." Vor allen Dingen wird er erst in *seiner* Gemeinde dafür sorgen, denn selbst dort sind beide Aemter „organisch verbunden", wie der Kunstausdruck lautet. Wenn dann alle Gemeinden besondere Beschneider, Schächter, Kantoren und Religionslehrer haben, dann kommt noch der Herr Bezirks-Rabbiner und läßt sich für seine Reden bei Beerdigungen, Trauungen u. s. w. schön bezahlen. Die deutschen Vorträge an Sabbat- und Festtagen, die ja nichts einbringen, *die* darf der Religionslehrer und Kantor sich gestatten; aber in den Gemeinden, in welchen er Kanzelvorträge hält, auch bei

Beerdigungen und Trauungen zu fungieren — das sollte der Lehrer hübsch dem Rabbiner überlassen.

Ist's schlechtes Wissen oder böses Wollen, Herr Rabbiner, wenn Sie dem Minister fälschlich berichten, daß die Ausübung geistlicher Amtshandlungen der religionsgesetzlichen Vorschrift entgegen sei? — Mit Verlaub, nach mosaisch-talmudischem Recht ist's jedem Juden, der die einschläglichen Vorschriften kennt, gestattet, derartige Handlungen vorzunehmen.

Nachdem Herr Dr. Singer den Lehrer religionsgesetzwidriges Thun angedichtet, scheut er sich auch nicht, die jüdischen Lehrer des Bezirkes als häufig unfähig zur Aufstellung eines Lehrplanes hinzustellen, und wirft ihnen eine häufig mangelhafte pädagogische Befähigung vor. Der Vorwurf trifft ja zwar mehr die jüdischen Lehrerseminare, als die Lehrer. Aber woher nimmt Herr Dr. Singer den zweifelhaften Mut, Männer zu denunzieren, die er gar nicht kennt? So viel ich weiß, war er noch bei keinem Lehrer seines Reg.-Bez. in der Schule, um sich ein Urteil über die Lehrbefähigung zu bilden. Wenn die jüdischen Lehrer ihre Pädagogik von den Rabbinern lernen sollten — dann Gnade unseren Schulen! Ich weiß es jedoch gewiß, daß jeder Lehrer des Bezirks fähig ist, einen Lehrplan aufzustellen.

Jeder, der sich um eine Stelle bewirbt, muß seine Befähigung nachweisen. Kann Herr Dr. Singer in Koblenz diesen Nachweis liefern für die Stelle eines Schulinspektors, um die er sich bewirbt?

Was soll man nun zu dem ganzen Schreiben sagen? Wenn es Herr Dr. Singer gleich uns mit einer geeigneten Inspektion des jüd. Religionsunterrichtes treu meinte, so hätte er wissen müssen, daß mit Rücksicht auf das Gesetz vom 23. Juli eine solche nur unter Zustimmung der beteiligten Gemeinden eingerichtet werden kann. Nur im Besitze dieser Zustimmung hätte sein Gesuch einen wirklichen Sinn und möglichen Erfolg haben können. Hätte er seine Angriffe gegen Vorstände und Lehrer öffentlich ausgesprochen und durch Thatsachrn wenigstens zu belegen gesucht, man würde ihm einen gewissen ehrlichen Mut nicht haben absprechen können. Nimmer aber durfte er die Genannien hinterrücks überfallen. War es jetzt an der Zeit, auf etwaige Mißstände in jüdischen Gemeinden die Augen der Behörden zu lenken? War es notwendig, zur Anbringung seines Gesuches solche falsche Anklagen vorauszuschicken? Wenn es dem Herrn Dr. um die „Heiligkeit der Sache“ zu thun wäre, so würde er im stillen, friedlichen Wirkens die Mißstände zu heben sich bemüht haben. Nicht aber durfte er Gemeinden und Lehrer an solch hoher Stelle anklagen. Geschah es nun aus bösem Wollen oder schlechtem Wissen?

Julius Bach.“

Zur Streitfrage.

Von Dr. J. Rülf, Memel.

Unter bezeichneter Spitzmarke enthält diese geschätzte Zeitschrift eine Reihe von Artikeln, deren letzterschienener VI. in Nr. 2 vom 10. Januar auch meiner Person gedenkt. Nicht nur des ungerechtfertigten Tadels, sondern auch des ungerechtfertigten Lobes soll man sich zu erwehren suchen, entsprechen dem Worte der Schrift: „Halte ab von der Mundkrümmung, und Lippenverziehung entferne von Dir“ (Spr. 4,24). Denn sowohl dieser Tadel, als auch dieses Lob sind geeignet, da sie gar zu sehr nach Tendenz schmecken mit der gemerkten Absicht auch die Verstimmung in den Herzen der Menschen zu erwecken.

Der Herr Bar Minan, oder wie er sonst heißen mag, hat es gewiß gut gemeint, sehr gut, ich bin ihm dafür zu großem Danke verpflichtet; allein zwei Momente hat er doch außer Betracht gelassen, die unser Wohlthun gar mächtig zu schmälern geeignet sind, das faktische und das psychologische Moment, nämlich die äußere Veranlassung und die innere Veranlagung. Beide Momente haben wir nicht selbst geschaffen; das sind beide Schickungen und Fügungen einer höheren Macht.

Mit dem Augenblicke, da ich eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatte, habe ich mich gern armen, vielversprechenden Menschenkindern zugewandt, und sie zu fördern gesucht; besonders verkommene und verwahrloste Kindermenschen, wie sie sich bettelnd auf den Straßen umhertrieben, suchte ich aus ihrem Elend herauszuheben. Auch meiner Studiengenossen habe ich mich nach Kräften angenommen. Mit etwas Geld war ich immer versorgt, denn ich war nicht nur akademischer Bürger, sondern gleichzeitig auch examinierter und von der Regierung angestellter Lehrer der israelitischen Gemeinde mit 150 Thlr. Gehalt — das wollte zu damaliger Zeit schon etwas heißen. Was ich für mich brauchte, das war kaum der Rede wert; so viel verdiente ich noch nebenher.

Wenn ich nun von Zeit zu Zeit nach meinem nur $1^1/_2$ Meilen von der Universitätsstadt gelegenen Heimatsdorfe kam, — gemeint ist Marburg in Hessen und das jenseits des Lahnberges gelegene Dorf Holzhausen — dann pflegte mich mein Vater, ein schlichter Landmann, von Kopf bis Fuß zu mustern und vorwurfsvoll traf mich sein Wort: „Du wirst doch Dein Leben lang zu nichts kommen; ein Wunder, daß Du überhaupt noch einen Rock auf dem Leibe und Schuhe an den Füßen hast.“ Mit meinem Rocke stand es noch so passabel, allein meine Schuhe waren selten in gutem Zustande.

Wenn ich nun antwortete: „Aber, lieber Vater, ich bin doch nun einmal so, sagst Du doch selbst, wie einer zugeschnitten ist, so muß er verarbeitet werden“ — dann ward er still und in sich gekehrt; war er doch weit und breit ob seiner Wohlthätigkeit bekannt, waren doch thatsächlich die Armen seine Hausgenossen. Und nun gar die Mutter — deren Wohlthätigkeit kannte gar keine Grenzen, dazu hatte sie stets die freundlichsten, trostreichsten Worte bereit.

Im Jahre 1865 kam ich nach Memel; hier waren die äußeren Veranlassungen so mächtiger nnd überwältigender Art, daß ein jeder Kollege an meiner Stelle ganz ebenso hätte handeln müssen, wie ich selbst. Es ist mit Beihilfe guter Menschen in den Jahren der Hungersnot, der Verfolgung, der Vertreibung, der Ausweisung sehr viel geschehen, Millionen sind gesammelt und verteilt worden, besonders zur Zeit der Hungersnot 1867/68. Ein vortreffliches, viel erfahrenes Komité stand mir zur Seite; vor allem sei des Kassierers gedacht, des Kaufmanns und ersten Vorstehers der hiesigen Gemeinde, Julius Hirsch, seligen Angedenkens, dessen Kassenberichte wahre Muster waren der Aufstellung und Anordnung.

Mit Ende des Jahres 1869 löste dieses erste Komité, welches das russische Hilfswerk mit so großem Erfolge begonnen hatte, sich auf; von diesem Augenblicke aber trat ein anderer Mann mir leitend, ratend und helfend zur Seite und ist mein Beistand geblieben bis zu dieser Stunde, ein Mann von großem Organisationstalent, ein Mann, der Kopf und

Herz am rechten Flecke hat, mein Kollege, Freund und Landsmann, der Rabbiner Dr. Bamberger aus Königsberg. Wo des russischen Hilfswerks Erwähnung geschieht, da darf der Name des Dr. Bamberper nicht fehlen.

Ziehe ich nun die Bilanz einer vierzigjährigen Thätigkeit und Wirksamkeit und frage, was ist von allem Dein Eigen, so wird die Antwort lauten müssen: Sehr wenig, fast nichts! Alles nur Veranlagung und Veranlassung. Zwar stehe ich nicht auf dem Standpunkte des kategorischen Imperativs und bei der Meinung, daß die aus Liebe und Begeisterung vollbrachte That noch immer die schönste und beste, wenn wir uns, die Sache psychologisch betrachtet, auch sagen müssen, daß die That gar nicht die unsere sei. Uns kann und muß es genügen, zu wissen, daß wir nur ein Werkzeug, vielleicht ein sehr geringes Werkzeug der ewigen Gottesordnung und sittlichen Weltordnung bedeuten. O, die alten Weisen haben gewiß recht, wenn sie sagen: „Alles ist in Gottes Hand, ausgenommen die Gottesfurcht."

Nun aber zur Hauptfrage, die in diesem Falle, Bar Minan gegenüber, lauten mußte: Ist praktische Wohlthätigkeit üben Hauptaufgabe des Rabbiners? Nein, sage ich mit der größten Entschiedenheit. Wollte man mir Wohlthätigkeitssinn und Uebung auf das Konto der Rabbinatsfunktionen setzten — ich würde auf das entschiedenste dagegen protestieren. Es ist durchaus unstatthaft, etwas allgemein menschliches und jüdisches wie die Wohlthätigkeit zu einer besonderen Rabbinertugend zu machen. Der Rabbiner nimmt hieran praktischen Anteil — nicht mehr und nicht weniger als jeder andere Mensch mit menschlicher Gesinnung auch.

Wesen und Wirken des Rabbiners findet seine Vollendung in zweierlei Anforderungen:

1. daß er in theoretischer Hinsicht, soweit es möglich und angänglich ist, ausgestattet sei mit allen den Kenntnissen, welche durch die Ueberlieferung der Vorzeit und die Ansprüche der Neuzeit bedingt und gefordert werden;

2. daß er in praktischer Hinsicht, die religiösen Bedürfnisse und religiösen Einrichtungen der Gemeinde in Wort und Werk, in Lehre und Leben, so viel in seinen Kräften steht, fördere und pflege. — Zu 2 gehören selbstverständlich auch Pflege und Anregung von Zedoko und Gmilus-Chesed, Armenunterstützung und Liebeswerk, welche ja Hauptbestandteile der jüdischen Religionsübung ausmachen.

Mittelst dieser Anforderungen erledigt sich auch die Frage der Seminarbildung unserer Rabbiner.

In theoretischer Hinsicht werden heutzutage ganz andere Ansprüche an den Rabbiner gestellt als ehemals, und in praktischer Hinsicht haben sich auch die religiösen Bedürfnisse und religiösen Einrichtungen der Gemeinde von Grund aus geändert. Daß eins vom andern bedingt wird, ist ja selbstverständlich. Das Uebergangsstadium von der alten zu der neuen Zeit war von den schmerzlichsten und widerwärtigsten Mißständen begleitet. Die alten blos talmudisch gebildeten Rabbiner hatten in Deutschland bereits vollkommen abgewirtschaftet, Ersatz war noch nicht vorhanden, was war die Folge — ich spreche hier aus Erfahrung — fast völlige Korruption und Zerrüttung des Rabbinerstandes.

Von jenen großen unübertrefflichen Geistern und Meistern, welche gerade diese Uebergangszeit hervorgebracht hat und welche in den großen und gebildeten Gemeinden ihren Rabbinersitz aufgeschlagen hatten, ist hier nicht die Rede. Diese als Gegenbeweis hinstellen zu wollen, wäre völlig unstatthaft, weil sie stets nur eine ganz geringe, auch nicht von bestimmten Bildungsstätten abhängige Minorität bilden.

Welch zweifelhafte Personen haben sich nicht während dieses Uebergangsstadiums, das jetzt gottlob glücklich überwunden ist, als Rabbiner aufgespielt oder doch Rabbinatsfunktionen sich angemaßt! Von einer wirklichen Berufsbildung war schon gar nicht mehr die Rede. Auch der moralische Charakter dieser Pseudorabbiner ließ viel zu wünschen übrig. Mit den noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Rabbinern alten Stils verhielt es sich ganz ebenso. Es gab recht minderwertige Menschen darunter, die den Anforderungen, welche man an einen Rabbiner stellen konnte, wenig genügten. Unter diesen Umständen war es das größte Glück für Juden und Judentum, daß im Jahre 1854 das Breslauer Rabbiner-Seminar, Stiftung des Kommerzienrats Jonas Fränkel, eröffnet wurde. Von diesem Augenblick gab es in Deutschland wieder Rabbiner, wahre und echte Rabbiner, und mit der Aera der hergelaufenen und zweifelhaften Existenzen, welche als solche sich ausgaben, war es zu Ende. Der nichtseminaristisch gebildete Rabbiner möge sich nicht etwa durch dieses harte Wort gekränkt fühlen — ich gehöre selbst zu dieser Klasse. Ein Mann, nie so recht groß geachtet, heute schon fast ganz vergessen, allein mit großem Unrechte, denn er war ein Bahnbrecher auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte und mit einem so klaren und durchdringenden Geschichtsblick ausgestattet, wie nur irgend ein Geschichtsforscher der Neuzeit. — J. M. Jost sagt in seiner „Geschichte des Judentums", Leipzig 1859, von dem Breslauer Rabbiner-Srminar: Wir zweifeln nicht, daß diese junge Anstalt mit der Zeit einen Mittelpunkt für die jüdische Wissenschaft und den geschichtlichen Fortschritt zugleich darbieten und auch die wenigen Gegner, welche anfangs ihre Stimmen wider sie erhoben, zum Schweigen bringen werde." „Diese Thatsache . . . . . ist von so entscheidender Bedeutung für die Folgezeit, daß mit ihr ein Zeitraum weitläufiger Kämpfe sich abschließt, und eine neue lebhafte Teilname für gründliche Durchbildung der Religionskunde und gediegene Volksbelehrung ins Leben gerufen wird." — Auch mit folgender Vorausverkündung hat er Recht behalten: „Die nächste Wirkung dürfte die sein, daß sehr bald ähnliche Anstalten, wenn auch in verjüngtem Maßstabe an andern Orten sich erheben werden . . . ." O, der Geschichtsforscher ist nicht nur ein rückwärts- sondern mitunter auch ein vorwärtsschauender Prophet.

Die Seminarien, und in erster Linie das Breslauer Seminar, haben uns einen über ganz Deutschland verbreiteten, wissenschaftlich wie pädagogisch gebildeten, ehrenwerten und repräsentationsfähigen Rabbinerstand geschaffen, der seiner Aufgabe durchaus gewachsen ist. Dem religiösen Indifferentismus der gebildeten Welt, der gerade unter den Juden die größten Verheerungen angerichtet und bis zur Verneinung und Verleugnung alles jüdischen Volks- und Glaubensbestandes geführt hat, vermochte der Rabbinerstand nicht zu steuern. Allein sollte einmal eine Zeit kommen — und fast will es so scheinen, als ob sie im Anzuge wäre — welche auch die dem Judentum entfremdeten Brüder zur Um- und Heimkehr veranlassen könnte — in den Rabbinerstand würde selbst der universalistisch gebildete Volksgenosse die Männer finden, auf die er sich stützen und verlassen und deren Führung und Versorgung er sein religiöses Leben rückhaltlos anvertrauen könnte.

Der Prozeß Deckert.

t. Wien, 15. Januar.

Die Geschwornen haben den Herrn Pfarrer Deckert einstimmig freigesprochen; sie haben die Frage, ob er schuldig sei, durch seine bekannten Predigten zu Feindseligkeiten wider den Volksstamm und die Religionsgesellschaft der Juden, also die Staatsbürger zu feindseligen Parteien untereinander aufgefordert, angeeifert und zu verleiten gesucht zu haben, verneint.

Der Wahrspruch einer Jury unterscheidet sich von dem Urteile eines gelehrten Richterkollegiums dadurch, daß eine Begründung desselben nicht gegeben wird. Die Geschworenen urteilen nach ihrer freien Ueberzeugung, sie antworten nur mit Ja oder Nein, und es fehlt daher jede Kenntnis darüber, ob sie der Ansicht sind, daß der Inhalt der Deckertschen Predigten an und für sich zur Aufreizung geeignet sei und der Angeklagte nun wegen des mangelnden bösen Vorsatzes freigesprochen werden müsse, oder ob sie der Meinung waren, daß es überhaupt nach jener Gesetzesstelle, unter welche sie den Fall zu subsumieren hatten, vollkommen gestattet sei, von der Kanzel herab über eine gesetzlich anerkannte Konfession und über eine Klasse von Mitbürgern so zu sprechen, wie es Herr Pfarrer Deckert gethan hat.

Der Obmann der gestern fungierenden Jury war auch Obmann des antisemitischen Bezirks-Wahlkomitees der inneren Stadt, und ein als Geschworener fungierender Advokat erscheint in den antisemitischen Blättern wiederholt unter jenen Persönlichkeiten genannt, welche sich dazu bereit erklären, Wahl-Reklamationen für die antisemitische Partei zu besorgen. Indem wir diese Thatsache verzeichnen, sind wir weit entfernt an dem ungetrübten Pflichtbewußtsein und an der gewissenhaftesten Prüfung des Falles seitens dieser zu dem Geschworenenamte berufenen Persönlichkeiten auch nur den leisesten Zweifel zu hegen. Sie haben selbstverständlich gleich allen anderen Mitgliedern der Geschworenenbank nach bestem Wissen und Gewissen ihr Votum abgegeben, allein niemand vermag aus dem Ideenkreise, den er sich zu eigen gemacht, herauszutreten um Ansichten, die er in sich aufgenommen, hinsichtlich ihres Einflusses auf seine Entscheidung abzustreifen. Das gilt nicht etwa von bestimmten Personen, das gilt von einer ganzen Zeitepoche, wenn sie von bestimmten Vorstellungen beherrscht wird, und hinsichtlich dessen, was auf dem Gebiete der antisemitischen Bewegung gestattet werden darf, haben sich die Begriffe in den letzten Jahren allmählich immer mehr zu Ungunsten einer verfolgten und angefeindeten Konfession verschoben.

Die Geschworenen hatten nur die strafrechtliche Seite des Falles zu beurteilen; in ethischer und moralischer Hinsicht bleibt der Bevölkerung ihr von diesem Wahrspruche unabhängiges und demselben auch durchaus nicht berührendes Urteil vorbehalten. Und da bleibt es denn, bei allem schuldigen Respekt vor der Jury, die eine strafbare Verletzung des Gesetzes nicht als vorhanden erachtete, jedermann unbenommen, zu erklären, daß ein Benehmen und eine Redeweise, wie sie Herr Pfarrer Deckert kultiviert, unwürdig sei eines Gotteshauses, daß der niedrige und gehässige Ton, welcher seine Predigten durchweht, unvereinbar ist mit der Funktion eines Priesters, der Duldung und Menschenliebe predigen soll.

Wir können aber auch nicht umhin, eine Aeußerung des öffentlichen Anklägers zu erwähnen, welcher die gesetzliche Beurteilung des Antisemitismus von der Auslegung abhängig macht, welche der oder jener Antisemitenführer demselben gegeben hat. Vom rein strafrechtlichen Standpunkte ist es freilich richtig, daß der Antisemitismus nicht verfolgt werden kann, wenn er die Grenzen des Gesetzes nicht überschreitet. Allein es widerspricht vorweg jedem natürlichen Rechtsgefühl und jeder Gesittung, Menschen wegen ihrer Nationalität oder wegen ihrer Konfession zu verfolgen, gleichviel ob sie ihre Pflichten als Staatsbüger und als Menschen genau so erfüllen, wie jeder andere oder nicht. Für diesen unverrückbaren Grundsatz ist auch die Freisprechung des Herrn Deckert durchaus nebensächlich, und die Kirchenfürsten, unter deren Aufsicht der Klerus steht, werden sich mit der Freisprechung des Herrn Pfarrers nicht beruhigen können. Sie werden sich der Erwägung nicht entziehen, ob Predigten solcher Art wie sie Deckert hält, den Geboten der Religion entsprechen, ob die Kanzel zur Stätte der wüsten Polemik herausgewürdigt, ob die religiöse Belehrung des Volkes Männern anheimgegeben werden darf, welche in ihren Aeußerungen so weit bis an die äußerste Grenze des Gesetzes gehen, daß der Hüter des Gesetzes, der öffentliche Ankläger, sich genötigt sieht, diese Priester vor Gericht zu stellen, mögen diese nun in dem speziellen Falle freigesprochen werden oder nicht.

* * *

Nach dieser Einleitung lassen wir den Verhandlungsbericht folgen:

Gleich zu Beginn der Verhandlung wurden die Predigten zur Verlesung gebracht, die Pfarrer Deckert gehalten hat. In der ersten der inkriminierten Predigten kommt Deckert auf das „Blutritual“ zu sprechen. Er sagt, die Juden haben heute keine Opfer mehr, man müßte denn das Schlachten der Christenkinder, das bei einigen Sekten — „ich sage nicht bei den Reformjuden“ — vorkommt, als Opfer bezeichnen. Deckert beruft sich nun auf die Schrift eines Konvertiten, Rabbi Moldavan, in der gesagt wird, daß die Juden aus Fanatismus Christenkinder töten und sie für rituelle Zwecke verwenden. Dieses Christenblut werde pulverisiert bei der Beschneidung verwendet, in den Wein am Passahfeste gestreut, wodurch das Abendmahl parodiert wird. Bei der Eheschließung essen die Brautleute ein hartes Ei, auf das Blutpulver gestreut ist, und dem Toten wird ein mit Christenblut beschriebener Zettel auf die Brust gelegt, als Versinnlichung der letzten Oelung. „Ich sage ausdrücklich, daß damit nicht die Reformjuden gemeint sind, aber es giebt auch heute noch Sekten, die sich aus Haß und Fanatismus zu solchen Opfern hinreißen lassen.“

In der siebenten Predigt resumiert der Pfarrer die bisher gehaltenen Predigten dahin, daß er vergeblich Umschau nach „wahren“ Israeliten gehalten habe. Man müsse anerkennen, daß die Juden einst das auserwählte Volk waren, daß ihre Offenbarung eine göttliche, wenn auch unvollkommene war. Das Volk sei später von Gott verworfen worden. Der Pfarrer zählt schlechte Eigenschaften der Juden auf, wirft ihnen vor, daß so viele von ihnen Freimaurer sind und behauptet, die von einzelnen Sekten betriebenen Ritualmorde seien historisch und unwiderleglich bewiesen. Einige Freimaurerlogen hätten sich durch Kirchenraub in den Besitz geweihter Hostien gesetzt, um sie zu schänden. An der Spitze der Logen stehe ein Jude, der gegenüber dem Vatikan einen Palast bewohnt. Ein Christ, der solchen Vorgängen gegenüber gleichgiltig bleibt, müßte abgestandenes Fischblut in den Adern haben!

Ueber die getauften Juden heißt es in der Predigt: Durch die Taufe werden zwar die Sünden, aber nicht die Eigentümlichkeit der Rasse abgewaschen. Wenn der Getaufte gegen diese Eigentümlichkeiten ankämpft, ist er kein minderwertiger Christ.

Die achte Predigt beschäftigt sich mit den jüdischen Rassenfehlern und hat das Motto aus Jesaias: „Der Ausdruck das Gesichtes zeugt wider sie!“ Der Pfarrer wirft den Juden Wahn-Ideen vor und sagt: Sie können nur Hammer oder Amboß sein. Die Christen seien lange genug schon Amboß gewesen. „Ich habe nicht schmähen, nicht zu Haß und Verachtung aufreizen wollen, der Grundton meiner Predigten war das Mitleid für die Juden. Tolerieren, aber nicht rezipieren! ist mein Standpunkt. Rassenhaß ist unchristlich. Ich sage nicht, die Juden müssen verbrannt werden. Nur einen müssen wir verbrennen: Das ist der Jude in uns. Hinaus mit diesem Juden, auf den Scheiterhaufen mit ihm!“

Hiermit sind die Verlesungen der Predigten zu Ende. Der Vorsitzende erteilt dem Angeklagten das Wort.

Pfarrer Dr. Deckert hält nun eine einstündige Verantwortungsrede. Zuerst protestiert er gegen die Erhebung der Anklage gegen ihn, den Geistlichen. Stolz und scharf schwirren die Protestworte durch den Saal, dann greift er in ein weicheres Register: „Ich bin auch Staatsbürger — sagt er demütig — „und als solcher will ich mich verantworten.“ Er stellt dann in einer, man möchte sagen, liebenswürdigen Beredsamkeit die ganze Sache als etwas Selbstverständliches hin. Immer kehrt der Refrain wieder: „Die ich angegriffen, das sind ja nicht die österreichischen, die modernen Juden. Gott behüte! Diese bösen Juden, die Christenblut brauchen, die lebten einst oder leben noch — irgendwo!“

Der Angeklagte geht nunmehr auf das „Blutritual“ über und sagt, er hätte behauptet, daß jüdische Sekten Christenblut verwenden. Er beruft sich dabei auf das Buch des Rabbi Moldavan*), der diese Thatsachen hinterlegt hat. Aber von unseren modernen österreichischen Juden habe er es nicht behauptet. Das wurde willkürlich hineingezogen.

Der Prediger dürfe sich das Recht nicht nehmen lassen, über derlei Dinge zu reden, die mit kirchlichen Einrichtungen zusammenhängen. Denn die Christenkinder, die von fanatischen Juden aus Haß gegen Jesus ermordet wurden, Simon von Trient und die anderen in der Martyrologie angeführten, werden von den Gläubigen verehrt. Die Ermordungen von Christenkindern durch Juden seien Thatsachen, die sich nicht wegleugnen lassen und die sogar von judenfreundlichen Gelehrten zugegeben werden. Sie sagen aber, daß die Juden das Blut nur zu abergläubischen und nicht zu rituellen Zwecken verwendeten, denn es gebe im Talmud kein derartiges rituelles Gebot. „Das gebe ich zu; soweit der Talmud der Forschung christlicher Gelehrter zugänglich ist, findet sich in demselben kein solches Gebot, es wäre auch zu gefährlich. Es finden sich aber im Talmud eine Menge leerer Stellen, aus Furcht vor der christlichen Zensur. Diese Stellen sind nicht verloren, sondern sie werden mündlich den Schülern in den Talmudschulen expliziert.“

„Als ich vor drei Jahren in Innsbruck die Akten Simon von Trient studierte, fand ich, daß alle die jüdischen Mörder dieses unschuldigen Kindes zugegeben haben, daß das Geheimnis des Blutmordes aus dem Oriente stamme und nur mündlich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt werde.“

„Auch die Angaben der jüdischen Mörder des Peter von Damascus stimmen damit überein. In den Annalen der Geschichte sind 200 solcher Fälle verzeichnet, und doch sind das nur jene Fälle, in welchen die Juden trotz ihrer Schlauheit ertappt wurden. Wenn man solche Thatsachen kennt, muß man doch sagen, daß es lächerlich und frivol sei, etwas zu leugnen, mit dessen Leugnung man der katholischen Kirche eine Injurie zufügt, denn sie verehrt diese Heiligen ja nicht etwa auf Grund von Justizmorden. Jeder Laie darf die Kirche gegen eine solche Annahme verteidigen, umsomehr ein Priester. Was gesagt wurde, ist die „reine Historie.“ Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei, nicht nur für jene, welche die katholische Kirche angreifen, sondern auch für jene, die sie verteidigen. Wenn uns das verboten ist, dann müßte es auch verboten sein, zu sagen, daß die Juden unseren Herrn Jesum gekreuzigt haben. Es wird übrigens schon versucht, dies zu thun. Es wird mir ferner zum Vorwurf gemacht, daß ich von Tisza-Eszlar sprach. Ich mache aufmerksam, daß es sich auch hier nicht um österreichische Juden gehandelt hat, und das, was ich über Hostienschändungen sprach, bezog sich nicht auf inländische Juden, sondern auf das Haupt der Freimaurerei in Rom. . . .“

Staatsanwalt Dr. Robert v. Hawlath führte in klarer Darstellung alle Argumente an, welche für die Erhebung der Anklage sprachen. Er wies Pfarrer Deckert nach, daß er das selbst nicht glaube, was er den Juden zum Vorwurfe machte, und trat der Anschauung Deckert's entgegen, daß es Unrecht war, ihn vor das richterliche Forum zu zitieren.

Der Verteidiger des Rassenantisemiten Deckert, ein getaufter Jude, Dr. Max Anton Löw, spielte sich mit einem wahren Feuereifer als Verteidiger der Kirche auf. Er that, in offenbarem Vergessen, daß er kaum erst auf ein Dezennium seines Katholizismus zurückblicken könne, des Guten etwas viel, mehr, als man selbst dem Glaubenseifer eines Konvertiten verzeihen mag. Dr. Max Löw hat vergessen, daß es ihm nicht wohl ansteht, die Juden als Bedrücker des Christentums hinzustellen und für die Berechtigung des Antisemitismus eine Lanze zu brechen. Und wenn nun ein Dr. Löw vollends gar mit dem „Blutritual“ anhebt und das Blutmärchen predigt, so ist eine gewisse tragikomische Wirkung unausbleiblich. Man ist versucht, zu fragen, ob vielleicht in dem Familienkreise, in dem dieser Advokat noch vor wenigen Jahren lebte, das Blutritual vielleicht zu den Peßachvergnügungen gehörte.

Der Vorsitzende, Hofrat Dr. v. Holzinger hielt sodann das Resumé. Es handle sich hier nicht darum, die Ehre eines Volksstammes oder einer Religionsgenossenschaft zu schützen, sondern die Ruhe im Staate aufrecht zu erhalten, welche eben durch Aufreizung zu Feindseligkeiten gefährdet werden kann. Es handelt sich also auch nicht so sehr darum, ob die inkriminierten Behauptungen erlogen sind, als ob durch dieselben zu Feindseligkeiten aufgereizt werden könne. Dadurch entfällt eine ganze Reihe von Behauptungen, die hier von beiden Seiten aufgestellt werden.

Es wird von allem Möglichen gesprochen, sogar von dem Blutmärchen, dem sogenannten Blutritual. Es wurden einzelne Fälle von Morden angeführt, aber daß dies mit einem

---

*) Daß ein „Rabbi Moldavan“ thatsächlich niemals existiert hat, daß vielmehr Rohling in seiner skrupellosen Unwahrhaftigkeit aus dem Autor des, wie ein französischer Excerptor angiebt, „en langue moldavienne“ („in moldanischer Sprache“) anonym erschienenen Buches einen „Rabbi Moldavan“ gemacht hat, ist im Prozesse Rohling-Bloch gerichtsseitig festgestellt worden (vgl. Dr. Joseph Kopp: „Zur Judenfrage nach den Akten des Prozesses „Rohling-Bloch“, Leipzig 1886, S. 34).

Rituale zusammenhänge, haben selbst jene Schriftsteller nicht behauptet. Bei der Besprechung der Rasseneigentümlichkeiten seien Eigenschaften der Juden angeführt worden, welche, wenn sie alle Juden besäßen, dieselben allerdings zu höchst unangenehmen Mitbürgern machen würden. Der Angeklagte habe gesagt, er habe diese Reden gehalten, weil er von seiten der liberalen Zeitungen gereizt wurde, darauf habe der Staatsanwalt erwidert, daß die Kanzel nicht das Mittel sei, auf Journal-Artikel zu antworten. Der Vorsitzende schließt mit folgendem Satze: „Ihre Aufgabe ist nicht, eine politische Meinung zu vertreten, Ihre Aufgabe ist eine weit wichtigere und edlere, nämlich die: unbefangen, ohne Haß und Voreingenommenheit zu entscheiden, ob das Gesetz verletzt wurde."

Nach kaum viertelstündiger Beratung kehrten die Geschworenen in den Saal zurück. Ihr Obmann Vinzenz Vollhofer verkündete das Verdikt. Die Schuldfrage wurde einstimmig verneint. (Rufe: Bravo!) Der Präsident verkündigte hierauf den Freispruch. Dr. Deckert verneigte sich dankend vor dem Gerichtshof und den Geschwornen.

Schopenhauer und das Judentum.

Von R. K.

Non scholae, sed vitae discimus.

Arthur Schopenhauer hat bei dem deutschen Volke seine Karte auch als Popularphilosoph abgegeben; d. h. er hat das Verständnis eines Teils seiner Schriften auch den außerhalb der Zunft stehenden, undisziplinierten Lesern, durch Einteilung und Aneinanderreihung der behandelte Materien, durch Fassung und Gliederung seiner Prämissen und Hinleitung auf die sich für ihn daraus ergebenden Konklusionen erleichtert.

Populär ist aber auch ein Teil seiner Schriften durch die Materien selbst, die er seinen Betrachtungen zu Grunde gelegt hat. Bedenkt man indes, auf welch' ausgetretene Wege der Verfasser hierbei angewiesen war, um seine Leser der Erkenntnis des Wesens der Dinge näher zu bringen, und welcher Boden aufzuwühlen war, um diese Erkenntnis zu erreichen, so kann es zweifelhaft erscheinen, ob die Weltanschauung der Leser und Leserinnen, die vielleicht an dem Studium dieser Abhandlungen ein lebhafteres Interesse haben, eine besondere Läuterung erfahren könne.

„Populär" endlich hat wohl die Form seines Vortrages und die Gereiztheit seiner Polemik, die sich gegen Einzelne und Gesamtheiten in seinen Schriften ausprägt, diese Schriften gemacht, und den Kreis ihrer Leser erweitert; und nicht selten trifft es sich deshalb, daß der Blick des Philosophen da am Getrübtesten ist, wo Form und Ausdrucksweise ins Ungemessene gehen; und so zwar, daß sich dem Leser beim Schluß mancher Erörterung die Frage aufdrängt: wer hat bisher zu mir gesprochen — waren das Ansichten und war das der Vortrag eines Weltweisen?

Da es zu seinen Eigentümlichkeiten nicht gehört, sein Thema in einer Folge durchzusprechen, so geschieht es, daß man ihn in späteren Büchern, mit Betrachtungen befaßt findet, die den Inhalt früherer ausführlichster Auseinandersetzungen bildeten, und genau ebenso geht es ihm mit einzelnen Persönlichkeiten und Körperschaften, die er — um mich modern auszudrücken anrempelt, wo er ihnen begegnet. Es geschieht dies sodann mit derselben Lebhaftigkeit, derselben glänzenden Eloquenz und so keuchenden Atems, als ob er noch niemals ein Sterbenswörtchen über sie losgeworden wäre; dem wohlmeinendsten Leser wird es schwer, ernst bleiben zu können und das menschliche Verlangen beschleicht ihn eines „Requiescat in pace" für seine Studienköpfe.

Seine ganz besondere Abneigung indes hat sich das Judentum zugezogen; und oft wird er von ihr so mächtig ergriffen und so arg geschüttelt, daß es den Anschein gewinnt, der Philosoph werde hier sehr bald durch den Eiferer aus dem Sattel gehoben sein.

Ich will mir das Vergnügen nicht versagen, eine kleine Strecke hinter ihm her zu gehen, und mein Ohr seinen Monologen zu widmen, indem ich jedoch ausdrücklich voranschicke, daß sich meine beabsichtigten Entgegnungen und sonstigen Bemerkungen nicht etwa auf des Verfassers allgemeine (fachwissenschaftliche) Ausführungen beziehen sollen, die ich mir als Laie entfernt nicht anmaßen möchte, sondern einzig und allein auf seine Darstellung der biblischen Ereignisse, die ich hervorheben werde, und auf seine daraus hergeleiteten Raisonnements.

Nachdem er also die Juden bis dahin in seinen Betrachtungen nicht grade vernachläßigte, wird ihnen der Paragraph 132, des II. Buches „Vereinzelte Gedanken über vielerlei" ausschließlich gewidmet, und darin ausgeführt:

> „Der ewige Jude Ahasverus, nichts anderes als die Personifikation des ganzen jüdischen Volkes, soll, weil er an dem Heiland und Welterlöser schwer gefrevelt hat, von dem Erdenleben und seiner Last nie erlöst, heimatlos in der Fremde umherirren."

Diese Ansichten finden sich indes in den geschichtlichen Thatsachen nicht begründet, denn die Absonderung größerer und kleiner judäischer Volksmassen von ihrem eigentlichen Wohnsitz hat nicht erst nach dem von dem N. T. erzählten Ereignis auf Golgatha begonnen. Es ist vielmehr geschichtlich festgestellt, daß Ansiedelungen der Judäer in Mesopotamien bereits im achten Jahrhundert v. d. ü. Z. stattfanden; sie wohnten ferner in Kyrene, Griechenland und Italien. Unter Ptolemäos II. Philadelphos waren sie schon in größerer Menge in Aegypten ansäßig, und in diese Zeit (etwa 320 v. d. ü. Z.), fallen die Anfänge der „Septuaginta", der griechischen Bibelübersetzung für sie, weil ihnen die Kenntnis der hebräischen Sprache bereits fremd war; der „Septuaginta" der Schopenhauer die allergrößte Autorität beimißt, da sie:

> „jedenfalls die wichtigste, echteste und schönste aller Uebersetzungen ist, und dagegen gehalten, die von Luther zugleich fromm und gemein erscheint",

währenddem ihre Wertschätzung in dem Urteil der Bibelkritik, wegen der sich darin kundgebenden mangelhaften Sprachkenntnis, und endlich wegen der, im langen Laufe ihrer Herstellungszeit gewechselten Bearbeiter außerordentlich schwankend ist.

Endlich wohnten Judäer im römischen Reiche lange vor dem verhängnisvollen Beginn der Beziehungen ihres Heimatlandes zu Rom, und unter Kaiser Augustus gab es derer in Egypten bereits über eine Million.

Auch gingen sie mit den Römerm nach Gallien, Spanien und Germanien, und in die bezüglichen Zeiten fallen ihre ersten Ansiedelungen in diesen Ländern. Bedenkt man übrigens, daß unsrem Verfasser, der in der Geschichte der Juden wie bald kein andrer omni praesens sein wollte, die „Diaspora"

nicht unbekannt sein konnte, so ist es unerfindlich, weshalb er den Ahasverus die Wanderung erst von Golgatha aus antreten läßt; es sei denn, daß es ihm, dem Wahrheitsforscher, darauf ankam, grade hier eine mystische Ursache anzunehmen, wo die natürliche bei der Hand war.

Sittlich nicht sehr geläutert, aus dem babylonischen Exil in das Heimatland zurückgekehrt, konnten es die Judäer nicht wieder zu einer Festigung ihres kleinen Staatswesens bringen. Von benachbarten Völkern rings herum bedrängt, und durch innere Parteiungen zerklüftet, rief es Rom zum Schiedsrichter in sein Land, um sich durch Rom schließlich das Grab seiner politischen Existenz bestellen zu lassen.

Aber Rom, das bereits große Reiche der ihm bekannten Welt zertrümmert, und mit einem eisernen Gürtel umgeben, war eine Zeit lang in Gefahr, an den Mauern dieser „kleinen Winkelnation" sein militärisches Prestige zum Teil mit ins Grab sinken zu sehen, und: „augebat iras, quid soli judaei, non cessissent", (Tac., Hist. V. 10) es reizte seinen Zorn, daß grade dieses kleine Volk seinen Widerstand nicht aufgeben wollte.

Nach einem Kampfe, wie ihn die Weltgeschichte gleich heldenhaft und hartnäckig nicht oft darzustellen hat, einem Kampfe à l'outrance und bis auf den letzten Mann, einem Kampfe, dessen letzte Gluten nach sieben Jahren kaum erloschen, erlag endlich das kleine Judäa der gewaltigsten Militärmacht der alten Welt. Aber überall da, wo seine Expatriierten, ihren Gott im Herzen, wie einst Aeneas eine neue Heimat aufsuchten und fanden, verstanden sie es, sich geistig lebendig zu erhalten und „durch Thätigkeit und Fleiß, in Verbindung mit Nüchternheit und Mäßigkeit (Josephus c/a Apion) sich dem Gemeinwesen nützlich zu machen.

Das scheinen mir die natürlichen Gründe dafür, daß sie heimatlos in der Fremde umherirren, und deshalb ist es auch durchaus nicht wundersam, daß diese „Winkelnation", nachdem sie jetzt seit fast 2000 Jahren untergegangen, noch fortbesteht, währenddem so viele glorreiche Völker, wie Assyrer, Meder, Perser, Egypter u. s. w. zur ewigen Ruhe eingingen.

Gleich nach ihrer Ansiedelung in Alexandrien bildeten sich dort ihre Philosophenschulen zu immer größerer Bedeutung heraus, und in Rom finden wir sie in den ersten Jahrhunderten n. d. ü. Z. in einem Umfange an der Staatsverwaltung beteiligt, wie dies heute noch, nach Verlauf von mehr als 1600 Jahren in manchen Staaten der Intelligenz nicht der Fall ist, bis unter Konstantin d. Gr. die „christliche Liebe" als die allein seligmachende sich eingeführt und die bis dahin geübte Toleranz ablöste.

Nirgends jedoch läßt sich bei diesen heimatlos in der Fremde Umherirrenden die von unserem Verfasser behauptete Schwermut und ein Verlangen nach „Erlösung von diesem Erdenleben und seiner Last" bemerken, und wer von der Großartigkeit der jüdischen Litteratur, wie sie sich seit dem Untergange Judäa's bis durch das Mittelalter ausgestaltet, wer nur irgend welche Kenntnis von ihren, die verschiedensten Fachwissenschaften behandelnden Schriften hat, wer einen kurzen Gang durch den in voller Farbenpracht prangenden Garten ihrer Poesie machte, wird schwerlich zu überzeugen sein, daß diese „gens extorris" zu der Lehre sich bekannten, „diese Welt sei die schlechteste von den möglichen und das Leben ohne Wert."

Allerdings ist ihnen im Zuge der Zeiten das Dasein mitunter recht, recht sauer gemacht worden, aber überall und zu allen Zeiten gab es Menschen, denen die Fähigkeit nicht ganz abhanden kam, ihren Nebenmenschen nach Gebühr zu achten, unbekümmert darum, wie er in der Bibel liest, und sie auch wegen des auf geistigem und materiellem Gebiete Erzeugten nicht anzufeinden. Und so konnten sie es im übrigen mit dem Grundsatz halten „nec aspera terrent", was ich in mein geliebtes Deutsch frei übersetze: solch kleine — Ungezogenheiten genieren mich nicht.

Doch auch zu anderen Opfern waren sie bereit, wo es sich um etwas mehr handelte, als „pro ara et focis", also für irdische Güter zu kämpfen und wenn es darauf ankam, ihren Gott und ihre Abstammung zu bekennen, zogen sie es vor, wie ja auch manch' hohe Gestalten der neueren Konfessionen, eher durch Feuer und Schwert den leiblichen Tod zu wählen und dem moralischen zu entgehen, den heute noch manch' weichgeschaffene Seele vorzieht, durch Hingabe eines seiner idealsten Güter, wenn die Kraft und der Mut versagt, durch eigenen, inneren Wert sich sieghaft zu machen, und sich für ihr Stammbuch die Virgilische Widmung zu verdienen: „Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen." (Virg. Aen. IV 15.)

In fortgesetzter Ausführung hält es unser Verfasser für grundfalsch und auf ein Irreleiten berechnet, wenn man die Juden heute als „Konfession" und nicht vielmehr als „jüdische Nation" betrachtet.

Gemeinhin versteht man nun unter Nation eine durch Geburt, Sprache, Sitte, Gesetz und Recht nach innen und anderen Nationen gegenüber sich darstellende Volksgemeinschaft, und jedes Glied derselben als zu ihrer Nationalität gehörend. Wenn nun, wie ich nicht bezweifle, diese Definition zutreffend ist, so muß man sich fragen, auf welchen von beiden Erdhälften der Verfasser seit etwa 1800 Jahren eine jüdische Nation entdeckt haben mag. Auf der Karte sicherlich nicht, aber er suchte und fand sie richtig — in seinem Ideengange, wo er sie mit den Worten nachweist: „Das Vaterland des Juden sind die — übrigen Juden", und dagegen läßt sich vielleicht von seinem Standpunkte nichts einwenden.

Aber ich möchte mich nicht in die unglückliche Situation hineindenken, dem Verfasser bei seinen Lebzeiten gegenüber gestanden und ihm bemerkt zu haben: „Sie, Herr Schopenhauer, ich habe da ein wenig in Ihre Sachen hineingesehen und in den Grundgedanken derselben so manche Aehnlichkeit mit den Ihres Freundes Hegel gefunden." Da wäre ich schön angekommen!

„Wie? Sie wollen meine Lehren, meine schöne blanke Axiomata dem „Philosophendusel dieses Philosophasters" gleichstellen — eines Mannes, der sich damit begnügen mußte, an der Berliner Universität zu lesen, der ich den Rücken gekehrt, um mich von meinen Zuhörern nicht langweilen zu lassen! Allerdings ist unsre Thätigkeit dem gleichen Gebiete zugewandt, aber wie ganz anders als in seinem, malt sich die Welt in meinem Kopfe."

„Wenn ich Sie also, Herr Schopenhauer, recht verstehe, wollen Sie sagen: meine Ansicht sei etwa so absonderlich, als wenn man behaupten wollte, das Katheder des Herrn Schopenhauer — sind die übrigen Philosophen."

Das Vaterland des Juden, so lehrt er also, sind die übrigen Juden, und von lebhaftem Patriotismus für diese ihre Nation beseelt stehen sie da, alle für einen, und einer für alle und charakterisieren sich durch ein festes Zusammenhalten.

Was nun diesen Punkt der Solidarität anbetrifft, so meine ich, daß der Verfasser mit seiner Behauptung ein wenig über das Zutreffende hinausgegangen, denn sogar selbstlos angelegte Naturen hat die menschliche Gesellschaft im allgemeinen nicht aufzuweisen und kann es auch nicht, da es immer etwas für sie giebt, wodurch ihr Dasein überhaupt bedingt ist und ihre Interessen notwendig einmal in Kollision bringen muß, solange die sehnlichst erhoffte Rückkehr des goldenen Zeitalters, in welchem der Wolf und das Lamm friedlich nebeneinander weiden werden, im Ausstande bleibt.

Dagegen ist es allerdings Thatsache, daß den Juden, wenn auch leider heute nur noch in recht abgeschwächtem Maße, das Gefühl der Religionsgenossenschaft innewohnt.

Ist es aber in dem Leben der Völker eine so seltene Erscheinung, daß solche Genossenschaften und solch' festes Zusammenhalten derselben überall da, wo sie in der Minderheit oder bedrängt sind, sich herausbilden?

Wie war es denn mit den ersten Christen in Rom, die zum größten Teil dort eingewandert, bestellt? Wie war es mit den Protestanten in England unter der katholischen Maria 1555/58? (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Josef Nassi.

Aus dem Ungarischen von Sam. Lobstein.

Aus der Geschichte der türkischen Juden ragt eine Gestalt empor, die sowohl unsere Sympathie als unsere Bewunderung verdient.

Don Josef Nassi nimmt in der Geschichte der Juden unter den ausgezeichnetsten Heroen seinen Platz ein. Seine in des Lebens Ungemach bewiesene unerschütterliche, eiserne Willenskraft, seine vielseitige Gelehrsamkeit und sein scharfer Geist; seine Meisterschaft der Rede, Staunen erweckende Kühnheit und Mannesschönheit, machen dessen Gestalt hoch emporragen.

Er ward 1519 in der Hauptstadt Portugals, in Lissabon geboren. Sein Vater, ein ungemein reicher Maranne, ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden.

Marannen wurden bekanntlich jene spanischen und portugiesischen Juden genannt, welche 1492, als Ferdinand der Katholische in einem Erlaß sie aufforderte, entweder auszuwandern, oder den katholischen Glauben anzunehmen — aus Liebe zu ihrer Heimat dem Scheine nach sich bekehrten, im Herzen aber an dem Glauben ihrer Väter hingen.

Derartig organisierte Christen werden auf 200000 angeschlagen; ein großer Teil der letzteren heiratete aus den aristokratischesten Familien und ging später vollkommen im Christentume auf, so daß man kühn behaupten kann, Spaniens und Portugals edelstes Blut vermischte sich mit demjenigen der Juden.

Diesbezüglich ist eine Antwort des Ministers Pombal, die derselbe dem heißblütigen König Dom Jose von Portugal erteilte, als letzterer ihm befahl, die Stammbäume des Adels zu durchforschen und jenen Teil desselben, in dessen Adern jüdisches Blut flöße, zum Tragen spitzer Hüte zu verhalten, bezeichnend.

Denn zum größten Erstaunen des Königs erscheint des andern Morgens der Minister mit drei Spitzhüten wohl versehen und spricht:

„Dem Befehle Euer Majestät gehorchend, durchforschte ich die Heraldik Portugals und resultierte diese drei Hüte: Der eine ist für Euer Majestät, der andere für Sr. Eminenz den Kardinal-Erzbischof von Lissabon, der dritte endlich für meine Wenigkeit — den unterthänigsten Diener Euer Majestät bestimmt“.

Der größere Teil der Marannen hütete jedoch treu den Glauben seiner Ahnen und übertrug ihn auf die Nachkommen. Natürlicherweise in größter Geheimhaltung. Ein Scheusal jedoch, das blutgieriger als ein Tiger, tückischer als eine Schlange und herzloser als diese beiden war die Inquisition, erspähte selbst diejenigen, welche blos in Gedanken mit ihrem alten Glauben sympathisierten; verdächtigte selbst solche, die fromme Christen geworden waren, wenn letztere ein großes Vermögen oder eine schöne Frau besaßen.

Solche Marannen beschlossen gewöhnlich auf dem Scheiterhaufen oder auf der Folterbank ihre Lebensbahn.

Josef Nassi (mit dem pseudo-christlichen Namen: Johann Miguez) war 21 Jahre alt, als sein Vater Paul Miguez (Simon Nassi) vor das Inquisitions-Tribunal in den „Schwarzen Saal“ vor die Richter mit noch schwärzerer Seele geschleppt ward, angeklagt, die Heiligenbilder nur mit Widerwillen geküßt und sich allmorgentlich in sein Gemach eingeschlossen zu haben, wo er anstatt des „Pater noster“ und des „Ave Maria“ wahrscheinlich das hebräische Schema bete.

Zwei Zeugen bekräftigen dieses mit ihrem Schwure. Der eine Zeuge war Miguez' ehemaliger Kutscher, der Mönch geworden, der andere des Angeklagten weggejagte Köchin.

Paul Miguez leugnete standhaft die ihm zur Last gelegte Ketzerei, und so sah das „heilige“ Tribunal sich gezwungen, ihn der Tortur zu überantworten.

Was nun mit dem Unglücklichen geschah, ist empörend, grauenerregend!

Breiten wir einen Schleier der Vergessenheit auf diesen Schandfleck der Menschheit, oder wir sind versucht, uns dessen zu schämen, daß auch wir gleich den Vollstreckern jener Gräuelthaten das Ebenbild Gottes sind!

Zwei Monde verstrichen, seitdem P. Miguez vor das Inquisitions-Tribunal gestellt wurde. Seine physische und moralische Kraft war so groß, daß selbst die qualvollsten Martern nur nach Verlauf von zwei Monaten ihn gänzlich zu brechen imstande waren. Die Inquisitoren verstanden ihr Handwerk wohl, das ist unleugbar.

Sie wußten jedem solche Geständnisse herauszupressen, welche ihnen der Großinquisitor vorschrieb.

Auch Miguez leugnete nicht länger, und ward nun von den unbeschreiblichen Martern befreit; sogar ward ihm von dieser Stunde an eine gewisse Schonung und bessere Behandlung zuteil, denn zur größeren Verherrlichung des Allgütigen und Allbarmherzigen war es ja erheischt, die Todesqualen des auserkorenen Opfers je länger und martervoller zu gestalten, damit es nicht leicht und jählings auf dem Scheiterhaufen ende.

Infolge seines Geständnisses ward Miguez zum Feuertode verurteilt.

Seine Gattin, die geistvolle und schönheitsstrahlende Albalja Girjam, (Maria Lapouza) und sein Sohn Jos. Nassi, wandten alles an, um ihn zu retten. Doch konnten sie für

ihn sonst nichts erreichen, als daß sie jene Inquisitoren, welche ihnen ihre Fürsprache und Hilfeleistung versprachen, mit einigen Tausenden von Goldstücken bereicherten.

Nach einigen Tagen forderte man Gattin und Sohn des Verurteilten auf, am „Place Major“ unverzüglich zu erscheinen, damit sie an der Verbrennung des ketzerischen Gatten und Vaters ihre Augen weiden lassen können, und ward ihnen gedroht, im Falle des Nichterscheinens ihnen ein Stelldichein mit dem Verurteilten im Jenseits zu geben.

Es war am 2. August 1541, als am „Place Major“ dem größten öffentlichen Platze Lissabons, eine ungeheure Volksmenge den Beginn der heiligen Zeremonie erwartete. Wohl gehörte die Verbrennung von Ketzern nicht zu den Seltenheiten der frommen Lissaboner, immerhin kann man des Edlen und Guten ja nie genug schauen; und die Lissaboner fanden an dieser Zeremonie soviel des Edlen und Guten, daß sie oft nach fernen Städten pilgerten, um die Opfer der „heiligen“ Inquisition flackern zu sehen.

Zwei der Inquisitoren nahmen auf einer Erhöhung Platz, welche Inquisitions-Soldaten, Geistliche, Mönche und sonstiges Gelichter umstanden. Diesen gegenüber erhob sich ein Holzstoß aus der Mitte zahlloser Reisigbündel, welche die Henkersknechte der Inquisition umringten; so weit das Auge reichte aber nahm die nach Tausenden zählende Volksmenge ein.

Beim Herannahen der Gattin und des Sohnes des Verurteilten erdröhnten die Glocken, die düsteren, klagenden, himmelerdröhnenden Töne schienen die Menschen anzuklagen, daß sie fühlloser seien denn Erz. Trommewirbel und Trompetenstoß verkündeten, daß der Verurteilte den Kerker verlasse.

Was mochten es für Gefühle sein, die in diesem Augenblicke das Herz der Gattin und des Sohnes durchschauerten! Möge ähnliches ein Menschenherz nie durchfühlen! Der Zug, der an dem eben beschriebenen Schauplatze anlangte, schien mit allem, was dem Menschen edel ist, Spott zu treiben. Er beleidigte alles, was menschlich ist.

Nicht einmal der Schein des Ernstes war wahrnehmbar. Keine Spur des Mitleides, was selbst dem zum Richtpfahl geführten Muttermörder nicht versagt wird, ward ersichtlich. An der Spitze des Zuges schritten, mit verschiedenen Musikinstrumenten versehene Inquisitions-Soldaten, diesen folgten Kapuziner mit Heiligenbildern in den Händen, Freudelieder anstimmend, tanzend und hüpfend. Nachher folgten vier Berittene in Harlequinstracht, die mit ihren Peitschen den Verurteilten, der in ihrer Mitte auf einem Esel gefesselt war, unaufhörlich regalierten. Gern hätten Mutter und Sohn ihr Augenlicht hergegeben, ersparte man ihnen diesen entsetzlichen Anblick.

Der vor kaum zwei Monaten noch starke, muskulöse, vor Gesundheit strotzende Mann von 45 Jahren sah einem Skelette gleich. Sein Haupt war kahl, die Augen — gleich denen eines Toten — sah man aus ihrer Höhlung kaum heraus. Die Beine waren zerschmettert, die Zähne entfallen, und seine Füße von den spanischen Stiefeln erstarrt.

Aber auch der Anzug des Verurteilten war nicht danach angethan, den schmerzlichen Eindruck, den seine herabgekommene Gestalt auf die Seinen ausgeübt, zu mildern. Ein mit Schellen und Eselsohren ausgestattete rotgelbe Kappe, ein Strohgürtel und Halsband, ein langer, roter Mantel, den eingestickte Höllenszenen zierten, war seine Kleidung.

Auf einen Wink des Großinquisitors nahm man den Verurteilten vom Esel herab, doch war er nicht imstande, aufrecht zu stehen. Er brach zusammen. Einer der Inquisitoren erklärte diesen Umstand dahin, daß die heiligen Inquirierungen auf die Seele des Verurteilten dermaßen einwirkten, daß er nur auf den Knien vor seinen Richtern erscheinen wolle, was, meinte er, eine sehr erfreuliche Thatsache sei.

Nun forderte ihn der Großinquisitor auf, seine Sünden vor Gott und dessen Erwählten einzugestehen, dann werde er, der Großinquisitor, beim heiligen Petrus Fürbitte thun, nach Jahrzehnten seine sündhafte Seele ins Paradies einziehen zu lassen.

Paul Miguez hatte keine Antwort. Paul Miguez war ein Toter. Nur sein Körper lebte noch, sein Geist jedoch war schon ermordet. Der Großinquisitor erhob sich, worauf alles in die Knie sank und die Hände zu inbrünstigem Gebete faltete. Nur Paul Miguez konnte nicht beten.

Zwei Sbirren zwangen ihn den Scheiterhaufen hinan zu rutschen, denn des Gehens war er vollkommen unfähig. Er wurde auf den Scheiterhaufen gestellt, und an den Holzstoß gebunden. Das Urteil, kraft dessen P. Miguez den Scheiterhaufen verdiente, ward verlesen. Der Großinquisitor brach den Stab und der Scheiterhaufen wurde angezündet.

Die trockenen Reisige bewirkten die rasche Verbreitung des Feuers und bald brachen die Flammen in nächster Nähe Miguez' aus. Und schon leckten sie, riesenhaften Schlangenzungen gleich, an Miguez Leibe, da, in Mitte der qualvollsten Schmerzen, drangen aus dem Feuermeer heraus die himmelerschütternden Worte: Josef! mein Kind!

(Fortsetzung folgt).

Wochen-Chronik.

Berlin, den 22. Januar.

Berliner und allgemeine Nachrichten.

— **Die Probevorträge** in Berlin werden fortgesetzt. An diesem Sabbat wird Herr Dr. Littmann aus Zürich (früher in Elbing) vorm. in der Neuen und nachm. beim Jugendgottesdienst in der Synagoge Lindenstraße predigen. Wir halten diese Probevorträge für völlig zwecklos, da mit dem Amtsantritt der neugewählten Repräsentanten auch alle Kommissionen aufgelöst und neugewählt werden müssen. Die Rabbinerwahlkommission wird demnach ebenfalls neu zu wählen sein und ein anderes Gesicht bekommen. Diesem Gesichte entsprechend wird auch das innere Aussehen der Kandidaten für den vakanten Rabbinerposten sein müssen.

— **Die Wahl** der neuen Repräsentanten soll behördlicherseits bestätigt sein, allein von einer Einführung derselben in ihr Amt ist noch nichts zu hören. Wie uns mitgeteilt wird, hat Justizrat Theod. Heymann die Annahme der auf ihn gefallenen Wahl abgelehnt. An seine Stelle tritt Professor Dr. Ad. Baginsky, der wie sein Vorgänger, der Kandidatenliste des Zentralvereins angehört.

— **Eine Religionsstatistik**, die auf sorgfältiger Benutzung der besten zur Zeit vorhandenen Quellen beruht, hat jüngst A. H. Keane veröffentlicht. Hiernach beträgt (in Millionen) die Zahl der Christen: in Europa 348,3, in Asien, 19,5, in Afrika 5,1, in Amerika 116,0, in Australien 4,0, zusammen 492,9. Darunter giebt es: Römisch-Katho-

lische in Europa 156,0, in Asien 8,5, in Afrika 1,2, in Amerika 57,0, in Australien 0,9, zusammen 223,6; Protestanten in Europa 86,0, in Asien 1,0, in Afrika 0,8, in Amerika 59,0, in Australien 3,1, zusammen 149,9; Griechisch-Orthodoxe in Europa 92,0, in Asien 6,0, in Afrika 0,03, zusammen 98,03; Armenier, Syrier, Malchiten, Kopter, Abessinier und sonstige christliche Sekten: in Europa 14,3, in Asien, 4,0, in Afrika, 3,0, in Australien 0,03, zusammen 21,33. Die Zahl der Juden beträgt: in Europa 5,5, in Asien 0,26, in Afrika 0,43, in Amerika 0,30, in Australien 0,015, zusammen 6,5. Mohamedaner giebt es: in Europa 5,75, in Asien 160, in Afrika 40, in Australien 0,025, zusammen 205,8. Noch größer ist die Zahl der Hindus und Sikhs, nämlich 207,4, so gut wie ausschließlich in Asien lebend. Das Gleiche gilt von den Buddhisten, Anhängern des Laotse und Konfutse und nahe verwandter Religionssysteme, ihre Gesamtzahl erreicht 430. Heiden giebt es in Asien 15, in Afrika 125, in Amerika 14, in Australien 1,6, in Europa 0,02, zusammen 155,6. Diese Ziffern sind natürlich bezüglich der Buddhisten in Asien und der afrikanischen Heiden ziemlich ungenau, bei letzteren beruhen sie lediglich auf Schätzung. Faßt man alles zusammen, so stehen rund 493 Millionen Christen 1006 Millionen Nichtchristen gegenüber, so daß auch das Christentum noch nicht die Welt erobert hat.

— **Jüdische Lesehalle zu Berlin.** Am 19. d. M. hat die erste Jahresversammlung des Vereins zur Erhaltung der „jüdischen Lesehalle" zu Berlin stattgefunden. Wir behalten uns vor, über dieses gemeinnützige Institut gelegentlich ausführlicher zu berichten; vorläufig aber wollen wir unserer aufrichtigen Freude über das allmähliche Aufblühen dieser kulturell so wichtigen Anstalt Ausdruck geben. Die „jüdische Lesehalle" ist kaum ein Jahr alt, hat sich aber in der kurzen Zeit ihres Bestehens als nützlich, ja unentbehrlich bewährt. In den Räumen der „jüdischen Lesehalle" (Hotel „Münchener Hof", Ecke Kaiser- und Spandauer-Straße) sind sämtliche jüdische Organe in den verschiedensten Sprachen zu lesen (deutsch, hebräisch, französisch, russisch, polnisch, englisch, jüdisch-spanisch, jüd.-deutsch 2c), wie auch eine kleine, aber interessante Handbibliothek zur Verfügung der Besucher steht. Außerdem besitzt die „jüdische Lesehalle" eine im Anwachsen sich befindliche Bibliothek, aus der Bücher auch nach Hause verliehen werden. Der Besuch der Lesehalle, wie auch die Entnahme der Bücher ist unentgeltlich, und muß es als erfreulich bezeichnet werden, daß das Interesse für die Lektüre jüdischer Journale sich durch einen immer größer werdenden Besuch der „jüdischen Lesehalle" kundgiebt. Im allgemeinen kann man dieses Institut, das durch die Hochherzigkeit einiger für unser Geistesleben begeisterter Männer begründet worden ist, als eine Sehenswürdigkeit von Berlin bezeichnen. Das Sekretariat der Lesehalle befindet sich seit dem 1. Oktober v. Jahres in bewährten Händen, während das Komite, an dessen Spitze der bekannte und verdienstvolle Historiker Prof. Dr. Philippson steht, mit der größten Opferwilligkeit für die Förderung der Lesehalle thätig ist. Fast halten wir es für überflüssig zu betonen, daß es für jeden wohlhabenden Juden in Berlin ein Ehrenpunkt ist, dieses so überaus gemeinnützige Unternehmen kräftigst zu unterstützen. — cl.

— **Zur Moralstatistik.** Aus den jüngsten statistischen Tabellen über Indien ergiebt sich, wie der „Frankfurter Zeitung" mitgeteilt wird, folgende Zusammenstellung über das Verbrechertum. Es kommt: 1 überführter Verbrecher auf 274 Europäer, 1 überführter Verbrecher auf 509 Euro-Asiaten, 1 überführter Verbrecher auf 1361 Hindu-Brahmanen, 1 überführter Verbrecher auf 3787 Buddhisten. Es ist also um die Moral und Sittlichkeit der Buddhisten ungefähr vierzehnmal so gut bestellt als um die der Christen. Ganz besonders interessant sind die drei ersten Zahlen. Weitaus am tiefsten steht die Moral der richtigen Christen — der Europäer, in denen das Christentum mit der Vererbung durch viele Menschenalter hindurch festgewurzelt ist. Mit der Moral der aus der Ehe von europäischen Christen und Asiaten hervorgegangenen Mischlinge, der sogenannten Euro-Asiaten, steht es schon beinahe doppelt so günstig, während die in Indien geborenen, also dem Einfluß der heidnischen Umgebung von Jugend an überlieferten Christen eine fast dreimal so gute Moral haben als die europäischen Christen. „Angesichts solcher Ziffern, die übrigens nicht neu sind, begreift man, warum die Hindus, wie von allen christlichen Missionaren in Indien bezeugt wird, den Wert des Christentums, welches für das Handeln seiner Bekenner so wenig bestimmend ist, sehr niedrig veranschlagen," fügt der Korrespondent der Frankf. Ztg. hinzu.

— **„A. A. A."** Der Leser stockt; er weiß nicht, was soll des bedeuten. Und doch ist es nichts geringeres, als die Flagge, unter der hinfort die „Partei" Ahlwardts jenseits des großen Wassers segeln soll und bedeutet „Amerikanische Antisemiten-Association". Die A. A. A besteht zwar vor der Hand nur aus einem Klub, der Klub hat zwar vorläufig noch keine Mitglieder, aber jene hat einen Führer — Ahlwardt, und dieser einen Vorsitzenden — Groß mit Namen, und das genügt für den Anfang. Das Licht, das in Ridgewood und Pickleville aufgegangen, soll danach in alle Lande getragen werden. Ueber die letzte Sitzung der A. A. A. schreibt uns unser New.-Yorker St-Korrespondent: Der gestrigen Versammlung wohnten etwa 150 Menschen bei, und nur wenige Opponenten des „Hepp-Hepp"-Agitators machten sich durch Zwischenrufe bemerkbar. Nicht-Arier hatten sich nur wenige eingefunden. Der vom Vorsitzenden Groß vorgestellte Rektor trat mit Emphase der Kabelnachricht entgegen, daß seine Tochter in Berlin sich mit einem getauften Juden verlobt, ohne jedoch eine weitere Erklärung über den Gegenstand zu geben. Nachdem er so seinem gekränkten Vaterherzen Luft gemacht, steuerte er wieder auf sein beliebtes Thema los. Gestern „kaufte" er sich die jüdischen Gelehrten, Künstler und Musiker und kam natürlich zu dem Befund, daß die von ihnen erschlossenen geistigen Schätze ebenso wie bei ihren Genossen vom Handelsstande, alles „gestohlene Ware" seien. Spinoza stahl Giordano Bruno's Gedanken, Meyerbeer annektierte seine Musik von berühmten Vorbildern u. s. w. — Daß er diese lächerliche Hypothese aus dem Antisemiten-Katechismus von Fritsch gestohlen — das vergaß A. der A. A. A. zu sagen.

— Ein Elberfelder Blatt teilt übrigens mit, daß Ahlwardt nicht wieder aus Amerika zurückkehren werde. Er soll Deutschland schon von Anfang an mit der festen Absicht verlassen haben, „drüben" für sich „und für einen noch nicht mit Namen zu nennenden Freund" eine Stellung zu suchen. Das hinderte ihn natürlich nicht, sein Reichstagsmandat beizubehalten und um Urlaub nachzusuchen. Ahlwardt werde in Amerika eine Stellung als Redakteur antreten und sich ins Fäustchen lachen, während seine Gläubiger lange Gesichter machen werden.

— **Antisemitismus in der Schweiz.** Der Berner „Bund“ schrieb dieser Tage:

„In letzter Zeit will sich der Antisemitismus bei uns regen; auf unseren Redaktionstisch flattert ein kleines Fetzchen Papier, auf dem eine sogenannte „Verbrechen-Statistik“ steht, die — nicht etwa die Verbrechen — sondern die Anklagen auf die Konfessionen verteilt und herausfindet, daß die Katholiken prozentual verbrecherischer angelegt sind, als die Evangelischen, die Juden aber wahre Scheusale von Delinquenten. Woher diese Statistik kommt, aus welchem Lande, wie die Gruppierung vorgenommen ist u. s. w. verschweigt das Blättchen sorgfältig. Es wird uns aber versichert — und das veranlaßt uns, die Sache niedriger zu hängen — daß diese „Statistik“ von Herisau aus in Tausenden von Exemplaren verbreitet werde. Wir glauben zwar nicht, daß bei dem Bildungsniveau unserer Bevölkerung diese plumpe, aus Norddeutschland importierte Agitation Erfolg haben wird; es liegt aber im Interesse der Erhaltung des konfessionellen Friedens, auch den Anfängen zu wehren; wir bitten deshalb alle, an die solche Machwerke gelangen, uns davon Mitteilung zu machen und womöglich den Absender zu nennen. Im Licht der Oeffentlichkeit wird man die Gesellen bald erkennen, die dahinter stecken.“

Auch wir teilen diesen Wunsch, aber weniger das Vertrauen in seine Erfüllung. Wer mit angesehen hat, was systematische Verhetzung vermag, der bringt den Vertröstungen auf den gesunden Sinn und die erlesene Bildung nicht so viel Vertrauen entgegen. Wohl aber möge man durch Verbreitung von Flugblättern und Schriften die antisemitischen Lügen aufdecken.

— **Bischof Reinkens über den Ritualmord.** Der kürzlich in Bonn verstorbene altkatholische Bischof Dr. Josef Hubert Reinkens richtete seiner Zeit an den Oberrabbiner Leopold Lipschitz in Abanj-Szanto das folgende Schreiben: „Ihr geschätztes Schreiben beantwortend, bin ich genötigt, in Konsequenz meiner Ueberzeugung meinem tiefsten Bedauern darüber Ausdruck zu leihen, daß sich auch in der Gegenwart — nachdem die historische Forschung jene Anschauungen längst über den Haufen geworfen und als entschieden falsch klargestellt hat, welche im Mittelalter die Folgen blinden religiösen Fanatismus gewesen sind — noch immer Individuen finden, welche das alte Märchen auffrischen und zum Vorwand nehmen, um gegen die Mitglieder jüdischer Konfession aufzureizen und dieselben zu verfolgen. Ich bin genötigt, meinen Abscheu über diese Vorgänge auszusprechen, welche nur Schmach über diejenigen bringt, die den christlichen Namen führen, durch ihre Thaten aber beweisen, daß sie dieses Namens unwürdig sind, der ihnen zur Pflicht machen würde, ihre Nächsten zu lieben wie sie sich selbst, und die wissen müßten, daß die Grundsätze und die Moral der christlichen Religion in denselben Zehn Geboten enthalten sind, die aus der jüdischen Religion übernommen wurden. Ist doch auch der Begründer der christlichen Religion seiner menschlichen Natur nach aus dem jüdischen Volke hervorgegangen, und er bezeugte selbst der Samaritanerin gegenüber: Das Heil stammt von den Juden! (Johannes IV, 22.) Deshalb ermahnt der Apostel die Christen in Rom: Seid nicht stolz gegen die Juden, die auch nach dem Standpunkte der Christenheit der göttlichen Offenbarung teilhaftig sind! (Roma XI, 18.) Ich ermächtige Sie, von diesem Briefe beliebigen Gebrauch zu machen. Dr. Joseph Hubert Reinkens.“

— **Nachtrag.** Aus dem uns übermittelten offiziellen Berichte über die letzte Sitzung der Wissensch. Vereinigung jüd. Schulmänner zu Berlin tragen wir noch folgendes nach: „Bevor in die eigentliche Tagesordnung eingetreten wurde, machte der Vorsitzende einige geschäftliche Mitteilungen, deren interessanteste einiges aus der Delegiertenversammlung zur Gründung des D. J. L. V. berichtete. Vor allem wurde die rege Teilnahme und warme Herzlichkeit, mit der die Delegierten die Beratungen pflogen, gerühmt und hervorgehoben, daß jeder dieser Herren gern kleinere Wünsche zurücktreten ließ, um das Ganze nicht zu gefährden. Der Vorstand des neuen Bundes wurde auf vorläufig nur ein Jahr gewählt. Bis dahin soll noch etwa fernstehenden Vereinen der Eintritt in die Allgemeinheit erleichtert werden, und zwar auch dadurch, daß Vereine, die nicht die festgesetzte Mindestzahl staatlich geprüfter Lehrer besitzen, sich in der im Dezember dieses Jahres stattfindenden endgiltig beschließenden Delegiertenversammlung durch einen Delegierten vertreten lassen können. — Hierauf verliest der Vorsitzende ein an unsere Vereinigung gerichtetes Dankschreiben des Lehrers Herrn Blumenfeld-Adelebsen und teilt noch mit, daß ein zweites Mitglied unserer Vereinigung, Oberlehrer Dr. Blaschke, als Vertreter des D. J. G. B. in den Vorstand des Lehrerverbandes gesandt ist.“ — Dem vom 1. Schriftführer erstatteten Jahresberichte entnehmen wir die Daten: „Die Zahl der Mitglieder ist im steten Wachsen begriffen. Die statutenmäßig bestimmten Versammlungen sind abgehalten worden, und fanden noch außerordentliche Sitzungen statt. Wissenschaftliche Vorträge und Referate wurden von den Herren Traubenberg über: „Eine Lücke in der jüd. Unterrichtslitteratur“, Landesrabbiner Dr. Feilchenfeld: „Die Methode des religiösen Unterrichts, besonders des bibl. Geschichtsunterrichts“, Klein: „Ueber Moral und Religion“ gehalten. Hieran schloß sich noch ein Referat des Kollegen Flanter über einige Religionsbücher, Referate, die sich mit der Stellung der israelitischen Lehrer und Lehrerinnen beschäftigten, hielten die Mitglieder Dr. Adler, Fiegel und Remak. Auch in den zwanglosen Zusammenkünften wurde neben kollegialer Geselligkeit die Arbeit eifrig gepflegt. — An besonderen geselligen Veranstaltungen ist ein gemeinsamer Sommerausflug und der zu Ehren der Herren Delegierten abgehaltene Kommers zu erwähnen. Aus allem diesen ergiebt sich, daß die Vereinigung im vollsten Maße ihre Pflicht erfüllt hat, nämlich, ihre Mitglieder wissenschaftlich zu fördern, Fragen, die uns als israelitische Lehrer interessieren, in Erwägung zu ziehen und Kollegialität zu pflegen. Das erste Jahr hat die Lebensfähigkeit unserer Vereinigung glänzend erwiesen; Glück auf zum zweiten!“

— **Konfessionelle Uebertritte in Rußland.** Die orthodoxe Kirche macht in den baltischen Provinzen unaufhaltsame Fortschritte; so sind in dem Zeitraum von 1875 bis inklusive 1894 allein in Livland 11 114 Personen zur orthodoxen Kirche übergetreten. Die Uebergetretenen gehörten fast ausschließlich der lutherischen Kirche an; in den letzten Jahren mehrt sich auch die Zahl der ausländischen Unterthanen, welche die orthodoxe Religion annahmen. So sind allein in Riga in dem Jahrzehnt 1881 bis 1890 50 preußische Unterthanen übergetreten. Daß Juden übertreten, ereignet sich trotz der großen Vorteile, welche sie dadurch erwerben, nur sehr selten!

— **Eine Weiherede.** Aus London wird der „Frankf. Ztg.“ berichtet: Von Präsident Krüger, der in letzter Zeit im Vordergrund des politischen Tagesgesprächs stand, zirkuliert

eine hübsche Anekdote, die sich vor einigen Jahren in Johannesburg ereignet haben soll. Die Juden dieser Stadt hatten ein neues Bethaus gebaut und baten den wegen seiner Religiosität bekannten Präsidenten, es zu eröffnen. Krüger nahm diese Aufforderung ohne Zögern an und suchte seiner Aufgabe durch eine Rede gerecht zu werden, in der er die Geschichte des jüdischen Volkes rekapitulierte, und zwar in einer Weise, welche Zeugnis ablegte für seine Toleranz und seine Diskretion. Das Auditorium war über die Rede des Präsidenten hocherfreut und der feierliche Akt wäre zu allseitiger Zufriedenheit verlaufen, wenn Krüger seine Rede nicht mit dem Satz geschlossen hätte: „Und so weihe ich dieses Haus dem Dienste des dreieinigen Gottes!" Man konnte sich nicht darüber einigen, ob der Präsident diese Wendung absichtlich gebraucht habe, oder ob sie ihm, weil er an sie gewöhnt, wider Willen entschlüpft war. Ein Teil der Gemeinde aber glaubte, daß das Gotteshaus durch diese Einweihung für die ihm zugedachte Bestimmung unbrauchbar geworden sei, gleichgiltig ob jene Worte mit oder ohne Absicht gesprochen waren, und baute neben ihm eine zweite Synagoge, in der sich der strenggläubige Teil der Johannesburger Juden zu versammeln pflegt. — Wir halten diese ganze Anekdote für eine — Anekdote, denn hier wird dem Präsidenten wie den Juden ein Maß von Dummheit zugetraut, deren sich die Beteiligten nicht rühmen können.

Hier und dort.

— Das deutsche Reichsjubiläum wurde am letzten Sabbat in allen Synagogen des Reiches würdig gefeiert. Zahlreiche Berichte über diese Feier, zum Teil begleitet von Festprogrammen, sind uns zugegangen. Da wir alle Berichte nicht drucken können und einzelne nicht herausgreifen wollen, so bleiben — wie bei ähnlicher Veranlassung auch bisher — alle ohne Ausnahme ungedruckt.

— Die Prüfungstermine an den israelitischen Seminarien in Preußen sind für das Jahr 1896 wie folgt festgesetzt: Hannover, 16. März Aufnahmeprüfung, 2. März Entlassungsprüfung; Kassel, 14. März Aufnahmeprüfung, 30. März Entlassungsprüfung, 29. Oktober zweite Volksschullehrerprüfung.

— Im Elferausschuß der konservativen Partei soll nach der „Schles. Ztg." die Stellung Stöckers zur Partei Gegenstand der Verhandlungen gewesen sein. Es verlautet, der Ausschuß hätte beschlossen, daß Herr Stöcker unter der Bedingung weiter Mitglied der Partei sein kann, daß er alle Beziehungen zum „Volk" und zu den durch dieses Blatt vertretenen Kreisen der Christlich-Sozialen, das heißt den sogenannten „Jungen", abbricht.

— Wie seiner Zeit berichtet, ist in Grabow von ruchloser Hand vor einiger Zeit auf dem jüdischen Friedhofe daselbst eine größere Anzahl von Grabsteinen herausgerissen und zerstört worden. Als Thäter wurde der Arbeiter Stanislaus Szczegulski aus Ostrowo ermittelt, der vom dortigen Schöffengericht zu einem Jahr Gefängnis und drei Jahren Ehrenverlust verurteilt wurde. Die für die Ermittelung des Thäters von der Synagogengemeinde Grabow ausgesetzte Belohnung von 100 Mark ist einem Gendarm in Grabow ausgehändigt worden.

— In Schneidemühl hielt der Litteraturverein am 12. d. M. seine Generalversammlung ab. Dem Jahresberichte zufolge betrug die Einnahme 509,95 Mark, die Ausgabe 334,40 Mark, so daß ein Bestand von 175,55 Mark verbleibt. Die Mitgliederzahl ist auf 93 gestiegen. Die Vereinsbibliothek besteht aus 175 Bänden. Im letzten Vereinsjahre wurden 10 Vorträge gehalten, außerdem fand ein Diskussions- und Unterhaltungsabend statt. Gewählt wurden in den Vorstand: zum 1. Vorsitzenden Rentier H. Berliner, zum 2. Vorsitzenden Rabbiner Brann, zum Rendanten Lehrer Joseph, zum Schriftführer Zahnarzt Ahrenfeldt und zum Bibliothekar Buchhändler Mottek.

— In letzter Zeit sind den israelitischen Gemeinden Badens die Aufrufe zu Zeichnungen für das zu gründende Landesasyl für Sieche und arme Greise zugegangen. Aus der Reihe der Vorstandsmitglieder, sowie von im Auslande lebenden Badenern sind schon mehrere Tausend Mark dem Grundstocke dieses edeln Unternehmens zugewiesen worden. Besonders erfreulich aber ist, daß auch die Kranken- und sonstigen Wohlthätigkeitsvereine der Gemeinden bereits lebhaft daran sind, aus ihren Ersparnissen das Asyl zu fundieren.

— Die Gemeinde St. Ingbert (Pfalz) ist von einem großen Brandschaden heimgesucht worden. In der vor 10 Jahren unter großen Opfern erbauten Synagoge brach auf bis jetzt unaufgeklärte Weise Feuer aus, welches das Innere des Gotteshauses zerstörte; u. a. fiel die heil. Lade nebst sämtlichen Thorarollen dem Elemente zum Opfer. Der großen Opferwilligkeit der christlichen Mitbürger, die auf die Feuerzeichen herbeigeeilt waren und rasch das Löschungswerk begannen, ist es zu verdanken, daß das Feuer auf seinen Herd beschränkt blieb. Der Schaden beläuft sich auf ungefähr 8000 M. Diese Summe ist für die aus 12 Mitgliedern bestehende Gemeinde eine enorm große und die Wiederherstellung erfordert abermals große Opfer. — Reichen und wohlthätigen Lesern dieser Zeilen sei die heimgesuchte würdige Gemeinde wärmstens empfohlen.

— In Straßburg (Elsaß) hat der rasche Zuwachs der isr. Gemeinde den Neubau einer Synagoge zur Notwendigkeit gemacht. Nachdem durch die Regierung, die Stadtgemeinde und Kultusgenossenschaft die nötigen Mittel aufgebracht waren, konnte im Herbst mit dem Bau begonnen werden, der ein wahrer Monumentalbau, werden wird. Er wird im romanischen Baustil gehalten sein und 58 m lang und 42 m breit werden. Dazu werden helle Sandsteine verwendet. Den ganzen Bau wird ein stattlicher Turm von etwa 50 m überragen. Die Kosten betragen 800000—1 Million Mark, wovon die Stadt eine sehr beträchtliche Summe aufbringen wird.

— In Lemberg werden neue Statuten der Kultusgemeinde beraten. Ein § des Entwurfes bestimmt, daß ein Grab das Zehnfache der direkten Kultussteuer kostet. Die höchste Steuerstufe zahlt jährlich 500 Gulden, ein Grab kostet also eine Person dieser Steuerklasse 5000 Gulden. Für die Erlaubnis, einen Leichenstein setzen zu lassen, zahlt diese Stufe 300 Gulden. — Das Sterben ist also in Lemberg ein sehr teures Vergnügen, denn es kommen noch Gebühren für Taharoh, Leichenrede, Totengräber, Kultusbeamte hinzu, so daß die reichen Leute sich vorgenommen haben, in Lemberg sich nicht begraben zu lassen.

— Ueber die Beratung dieser Statuten wird außerdem geschrieben: Es befremdet allgemein, daß zu dieser Beratung nicht mehr als vier Vertrauensmänner von den Gemeindemitgliedern zugezogen werden. In dem neuen Gemeindestatut soll die gesamte Verwaltung der Synagogen und nicht

die Oberaufsicht allein dem Vorstande zugesprochen werden, welcher auch zu Abänderungen des Gottesdienstes und der Gebete berechtigt sein soll. Abweichend von dem für Galizien entworfenen Musterstatut sollen auch die Bestimmungen über den Rang des Rabbiners sein, welchem eine ganz untergeordnete Stellung unter dem Vorstand — sozusagen als Diener eingeräumt ist. — Tout comme chez nous!

— In Brüssel soll einem Juden aus angesehener Familie, der sich zum diplomatischen Examen gemeldet hatte, der Bescheid geworden sein, er könne sich die Prüfung ersparen, da einer stillschweigenden Uebereinkunft der Regierung zufolge kein Jude zu einer diplomatischen Stellung zugelassen werde.

— Man schreibt uns aus Rom: Ueber den in der Schlacht bei Amba-Alagi am 7. Dezember 1895 gefallenen jüdischen Hauptmann Adrian Issel aus Genua, dessen Sie bereits in der vorigen Nummer gedacht haben, werden nun jetzt folgende Einzelheiten mitgeteilt. Issel fiel an der Spitze seiner Kompagnie kämpfend. Der tapfere Offizier wurde 1862 geboren und war bereits 1884 Lieutenant. 1887 wurde er nach Afrika geschickt, wo er bis 1892 blieb. Ein Jahr später wurde er zum Hauptmann befördert, und das Jahr 1895 fand ihn wieder im aktiven Dienste in Afrika. Er errang sich die militairische Tapferkeitsmedaille im Gefecht bei Agordat, wo er durch das großartige Beispiel, das er seiner aus lauter Eingeborenen bestehenden Kompagnie gab, die drohende Niederlage in Sieg verwandelte.

— Das Ereignis des Tages in der musikalischen Welt Italiens war letzthin die am Stadt-Theater in Bologna erfolgte Aufführung einer neuen Oper „Consuella,“ deren Libretto und Musik einen jungen jüdischen Künstler aus Vicenza, Herrn Giacomo Orefice, zum Verfasser hat. Die musikalischen Berichterstatter der hervorragendsten Blätter Italiens wohnten der Erstaufführung bei, die einen glänzenden Erfolg bedeutete.

— Die Verhaftungen in Johannesburg (Transvaal). Unter den Mitgliedern des Johannesburger Verteidigungs-Ausschusses, die, nach Jameson's mißglücktem Freibeuter-Zug, unter der Beschuldigung des Hochverrats und der Rebellion verhaftet wurden sind die folgenden: Die Herren Lionel Philipps (Präsident der Minenkammer), Fritz Mosenthal (ein deutscher Finanzier), Max Langermann (gleichfalls aus Deutschland, und Direktor mehrerer Minen-Gesellschaften), A. R. Golding (Sekretär der Minenkammer), W. H. Adler (Direktor mehrerer Minengesellschaften), H. J. King (Teilhaber der Firma S. Neumann u. Co.), H. Freemann Cohen (der früher in Newcastle-on-Tyne lebte); ferner wurde Herr S. B. Joel (ein Neffe des Millionörs Barnato) und Herr Bettelheim (Türkischer Konsul in Johannesburg) in Kapstadt verhaftet. Herr E. P. Salomon (Minenagent), ein anderer von den Verhafteten, ist nicht mehr Jude, sondern nur jüdischer Herkunft und ein Verwandter des Herry Nathaniel Isaacs, der sich als Pionier in Natal und Zululand einen Namen gemacht hat.

Personalien.

— Geh. Regierungsrat Prof. Dr. M. Lazarus in Berlin ist zum korrespondierenden Mitglied der Kaiserl. russischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

— Der Maler Max Liebermann in Berlin ist zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt worden. Es heißt in dem amtlichen Begleitschreiben des Botschafters Herbette: Die französische Regierung will durch diese Auszeichnung die großen Erfolge, die Liebermann in den Pariser Kunstausstellungen errungen hat, gebührend anerkennen.

— Herr M. Lehrberger in Rödelheim, Inhaber der bekannten hebräischen Druckerei und Verlagsbuchhandlung, war jüngst aus Anlaß seines fünfundzwanzigjährigen Stadtverordnetenjubiläums Gegenstand reicher Ovationen. In der Sitzung hielt Herr Bürgermeister Strubberg eine Ansprache, in der er die Verdienste des Jubilars um das Gemeinwohl rühmend hervorhob. Gleichzeitig wurde Herr Lehrberger zum Stadtverordneten-Vorsteher gewählt.

— Die Neujahrs-Liste der Beförderungen in und der Neuernennungen zu der Ehrenlegion enthält die Namen mehrerer auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens ausgezeichneten Juden. Die neuen Komandeurs (der höchste Rang in der Legion) sind Herr Maurice Loewy, Sub-Direktor des Observatoriums in Paris, Mitglied des Instituts von Frankreich, der vor kurzem mit zum Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt wurde; Herr Adolphe d'Ennery, der wohlbekannte Dramatiker und Romanschreiber, der bereits 1859 zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurde; Oberst Marx, Artillerie-Direktor zu Epinal.

— Sir Francis Montefiore, Baronet, ist zum General-Konsul für Italien in London ernannt worden. Mehrere Blätter haben die Namen des neuen General-Konsuls ganz unrichtig wiedergegeben und haben ebenso unrichtig beigefügt, daß er ein Sohn des verstorbenen Sir Moses Montefiore wäre. Sir Francis ist der Großneffe des verstorbenen Sir Moses der kinderlos war.

— Gelegentlich der Festlichkeiten, die bei der Ankunft Lord Brassey's, des neuen Gouverneurs der Kolonie Viktoria, in Melbourne veranstaltet wurden, wurde Hauptmann John Monash von der Nord-Melbourne Festungs-Artillerie zum Flügeladjudanten ernannt.

Wochen-	Januar 1896.	Schewat 5656.	Kalender.
Freitag . . .	24	9	
Sonnabend . .	25	10	בשלח Sabb.-Ausg. 5,22.
Sonntag . . .	26	11	
Montag . . .	27	12	
Dienstag . . .	28	13	
Mittwoch . .	29	14	
Donnerstag . .	30	15	
Freitag . . .	31	16	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 24. Januar in allen Synagogen Abends 4³/₄ Uhr.

Sonnabend, den 25. Januar in der alten Synag. Morgens 8¹/₂ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Predigten Vormitt. 10 Uhr: Neue Synagoge, Gastpredigt Hr. Rabb. **Dr. Littmann** aus **Zürich,** Nachm. 4 Uhr: Alte Synag., Hr. Dr. Paul Rieger.

Jugendgottesdienst Nachm. 4 Uhr: Lindenstr.-Synag., Vortrag des Hrn. Rabbiner **Dr. Littmann** aus **Zürich.**

Abendgottesdienst 5¹/₄ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synagoge Morg. 7¹/₂ Uhr, Abends in allen Synag. 4 Uhr.

Vakanzen.

Tuchel (Wester.) K., Sch., Korp. Fix 1200, Nbk. 800 Mk. und fr. Wohn. Reisek. dem Gew.

Fischach bei Augsburg. Zum 1./5. K., Sch., Inländ. mit gut. Stimme. Fix 1200 Mk., bedeut. Nbk. u. fr. Wohn.

Stallupönen. (Ostpreuß.) Zum 1. 4. Nl. K., Sch. Eink. 1800 Mk.

Lubasch (Pos.) Sof. K., Sch., der Hebr. unterr. muß. Fix 700, Nbk. 2—300 Mk. u. fr. Wohn.



Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW. 7, Friedrichstr. 94. Exped.: Gr. Hamburgerstr. 21.